

2,00 DM / Band 810
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16



BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Geist des Hexers

Frankreich F 0,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250



Der Geist des Hexers

John Sinclair Nr. 810

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 11.01.1994

Titelbild von Oliviero Berni

Sinclair Crew

Der Geist des Hexers

Kein noch so phantasiereicher Maler, kein noch so verrückter Mensch hätte sich diese Szene ausdenken können, die allein die Wirklichkeit geschaffen hatte. Mittelpunkt waren eine junge Frau und ein übergroßes zuckendes Herz.

Fackelschein bildete die Untermalung, damit die Dunkelheit entsprechend aufgerissen wurde. Das alles spielte sich in einer längst verlassenen und verrotteten Geisterbahn ab. Ich stand in einer anderen Welt, obwohl sie zur normalen gehörte. Ich konnte und wollte nicht glauben, was sich meinen weit geöffneten Augen präsentierte. Vielleicht hatte ich damit gerechnet, aber jetzt, wo ich davor stand, da weigerte sich mein Verstand, diese Tatsache voll und ganz zu akzeptieren. Das Herz und die Frau! Es war der reine Wahnsinn, denn ich hatte kein normales Herz vor mir, sondern das eines Riesen, und es hielt tatsächlich den Körper der Frau umschlungen. Es war einmal normal gewesen, es hatte einem Ahnherrn von mir gehört. Wir waren aufgebrochen, um es zu suchen, doch andere waren schneller gewesen. Jetzt sah ich es, und es war schrecklich verändert!

Poch… Poch …

Dumpfe, unheimliche Schläge. Als hätte jemand mit einem Hammer gegen eine Membrane geschlagen. Ich schrak bei dem Echo zusammen, der Fackelschein ließ mich ziemlich deutlich erkennen, was mit dem Herz geschah. Bei jedem Schlag zog es sich zusammen und dehnte sich sofort danach wieder aus, als wollte es Blut durch Adern und Gefäße pumpen, aber es war kein Blut zu sehen.

Nur diese Masse, die den Körper der Frau umschlungen hielt. Mit dem Kopf schaute die dunkelhaarige Kiki Lafitte aus der Masse hervor. Ihre Augen hatte die junge Frau weit geöffnet. Sie schien in unbestimmbare Fernen zu starren, als würde von dort der Prinz kommen, um sie aus ihrer verzweifelten Lage zu erlösen.

Nur ich war da, und ich war kein Prinz. Trotzdem würde ich versuchen, ihr zu helfen, denn noch lebte sie. Sie atmete. Ebenso wie das gewaltige Herz zuckte, so saugte sie die Luft in einem bestimmten Rhythmus in die Lungen.

Ruckartig, als wollte sie trinken und nicht atmen. Ihr Gesicht war eine nasse glänzende Masse, und ich wusste nicht mal, ob sie stand oder lag.

Das Herz war zu groß. Es hielt sie, mit seiner Dominanz sorgte es dafür, dass die Bewegungen der jungen Frau nur so gestaltet wurden, wie dieses Monstrum es wollte.

Der Oberkörper und die Oberschenkel waren von der zuckenden Masse umschlungen worden. Viel sah ich von Kiki Lafitte also nicht.

Dabei konnte ich froh sein, dass sie noch lebte, und ich würde versuchen, sie zu befreien.

Neben mir hüstelte jemand, denn ich war nicht allein gekommen.

Ich hatte den Tod mitgebracht. Zumindest hörte der Mann mit dem Pferdeschwanz auf den Namen Death. In einem dramatischen Kampf hatte ich ihn auf dem Gelände des Rummelplatzes überwältigen können und ihn gezwungen, mich in das Zentrum zu führen.

Jetzt waren wir hier, und Death lachte wieder. Ihm fiel nicht nur das Laufen schwer, er schaffte es auch kaum, sich auf den Beinen zu halten, deshalb lehnte er an dieser feuchten Wand, das Gesicht zu einer grinsenden Grimasse verzogen, wie ein Tier, das im Moment nicht in der Lage war, sich aus der Falle zu befreien.

Ich starrte ihn für einen Moment an.

Er leckte seine Lippen.

Ich hasste ihn plötzlich. Das Gefühl verschwand schnell wieder. Es mochte auch an dem Schrecken gelegen haben, der mir hier präsentiert worden war. Death war waffenlos, angeschlagen, dennoch traute ich ihm nicht über den Weg.

»Auf den Boden mit dir!«

»Was?«

»Leg dich auf den Bauch, verdammt! Spreize die Arme vom Körper weg. Sofort!« Ich musste ihn erst in einer relativ sicheren Lage wissen, bevor ich mich um das Herz und die Frau kümmern konnte.

Death hob die Schultern. Der zuckende Fackelschein machte aus seinem Gesicht eine Fratze, die sich aus Licht und Schatten zusammensetzte. Er hob den rechten Arm. »Ist ja alles okay, Bulle, ich tue genau, was du willst. Aber darf ich mich so legen, dass ich dich beobachten kann?« Er lachte schrill. »Ich will nämlich sehen, wie du stirbst. Ich will mitbekommen, wie du gefressen wirst.«

»Runter!«

Er bewegte sich langsam, den Kopf so gedreht, dass er das Herz unter Kontrolle halten konnte. Er freute sich darüber, im Zentrum zu sein, denn er gehörte zu den Männern, die das Herz wohl aus der Erde gestohlen hatten. Wir kannten einfach zu wenig von ihnen, wir wussten nur, dass möglicherweise die Anhänger des verstorbenen Hexers Aleister Crowley dahintersteckten, und dass sie gleichzeitig die gefährliche Baphomet-Schiene eingeschlagen hatten.

Aber das waren Annahmen, Beweise hatten wir dafür nicht. Als Death lag, grinste er. Seine Waffen hatte ich ihm abgenommen, der Browning steckte in meinem Gürtel am Rücken, aber ich glaubte nicht, dass Death schon aufgegeben hatte.

Sein rechtes Bein war in Mitleidenschaft gezogen worden. Beim Aufprall aus einer ziemlichen Höhe musste er es sich verstaucht haben. In diesem verdammten Verlies wollte ich aber auf Nummer sicher gehen. Death machte große Augen, als ich mich bückte, und er stieß einen Fluch aus, als er die Handschellen sah, die ich losgehakt hatte. Sie malten große Schatten auf dem Boden und tanzten, weil sich auch das Feuer bewegte. »Sicher ist sicher«, erklärte ich und fesselte ihm die Hände auf dem Rücken.

Er knirschte mit den Zähnen. »Dafür wird dir der Teufel die Gedärme einzeln aus dem Leib reißen.«

»Er kann es versuchen. Ich warte auf ihn!«

Death schwieg.

Ich richtete mich wieder auf.

Poch… poch … poch …

Die dumpfen Schläge erinnerten mich wieder daran, wo ich mich befand, und sehr langsam drehte ich mich um. Das Herz und sein Opfer hatten ihre Lage nicht verändert, aber ich wurde den Eindruck nicht los, dass diesesverdammte Ding immer noch wuchs, regelrecht aufquoll und gleichzeitig mehr Kraft bekam, so dass es der Frau unmöglich war, sich zu befreien. Sie musste eine Hölle hinter sich haben. Der Schrecken, Gefangene eines Herzens zu werden, hatte sie wohl beinahe wahnsinnig werden lassen. Mit ihr würde ich kaum ein normales Gespräch führen können, aber ich wollte mit ihr reden.

Vielleicht machte es ihr auch Mut, wenn ich ihr sagte, dass ihr Freund, der G-Man Bob Crane, sie nicht vergessen hatte und auf sie wartete.

Ich schob mich näher an sie heran. Zum ersten Mal seit dem Eintritt war ich beruhigter, denn Death konnte mir jetzt nicht mehr gefährlich werden. Er lag am Boden und hatte sich in sein Schicksal fügen müssen. Große Augen blickten mich an.

Wenn die Augen als Spiegel der Seele bezeichnet werden, so sah es mit dem Seelenleben dieser Person nicht sehr gut aus. Was ich in den Augen las, war eine Mischung aus Angst, Schrecken, Hoffnungslosigkeit und auch Aufgabe.

Kiki hatte mich gesehen. Ihr Gesicht war verquollen. Die Anstrengung las ich in ihren Zügen.

»Sie leben«, sagte ich, »das ist wichtig.«

»Wer sind Sie…?«

Eine gehauchte Frage, die für Kiki wichtig war.

»Mein Name ist John Sinclair. Sie sind Kiki Lafitte?«

»Ja – ja…«

»Das ist gut. Wir haben Sie gesucht, Ihr Freund Bob und ich.«

Bei der Erwähnung des Namens zuckte es in ihrem Gesicht. »Sie meinen Bob Crane?«

»Ja.«

»Ist er hier?«

»In der Nähe.«

Sie musste erleichtert sein, denn ich sah, wie sie versuchte, tief Atem zu holen, um den Schrecken zu vergessen. Außerdem war ich gekommen, um sie zu befreien, und das gab ihr wieder Mut. Plötzlich sprach sie. Das Herz war für sie wichtig gewesen. Ich hatte vorgehabt, sie zu unterbrechen, merkte aber sehr bald, dass es besser war, wenn ich sie weiterreden ließ, da konnte sie mir ihr Herz ausschütten und sich die Sorgen von der Seele reden.

»Es ist so anders«, sagte sie leise. »Ich… ich … habe es nie begriffen. Es war einfach schlimm. Sie haben mich geholt, das Versteck …« Dann erfuhr ich, was ihr widerfahren war. Dass dieses verdammte Herz die Kraft gehabt hatte, Bohlen zu zerbrechen. Es war aus der Tiefe emporgestiegen, hatte sich im Laufe der Zeit vergrößert und war schließlich zu einem Monstrum geworden.

»Es wollte mich, John! Es wollte einzig und allein mich! Ich bin das Opfer! Ich bin die Seele. Es will mich aussaugen! Ich bin nur noch eine Hülle…«

»Aber du lebst, Mädchen!«

»Ja, ja, ja… wofür lebe ich?« Sie quälte sich die Worte über die Lippen, und bewegte ihren Kopf von links nach rechts, während gleichzeitig das Herz immer wieder schlug, obwohl man es einem körperlichen Kreislauf entrissen hatte.

Es lebte auf magische Art und Weise. Es war einfach schrecklich und rational nicht zu erklären.

»Ich werde dich hier rausholen, Kiki, und anschließend zu Bob Crane bringen.«

Sie wollte mir nicht glauben. »Rausholen?«, keuchte sie. »Wieso willst du mich rausholen?«

»Deshalb bin ich hier!«

»Aber das schaffst du nicht!«, keuchte sie. »Nein, verdammt, das schafft keiner. Das Herz hat mich umschlossen, es hält mich gefangen. Es wird mich zerdrücken, es wird mich leer saugen, und ich allein bleibe zurück als Staub, als…«

»Nein!«

»Wie willst du das schaffen? Es ist mächtig. Ich habe es erlebt. Ich werde nicht…«

»Der Bulle spinnt!«

Death hatte seinen Senf dazugegeben und ich drehte mich zu ihm um. »Mit dir mache ich später weiter.«

Er riss sein Maul auf und streckte mir die Zunge entgegen. Sie sah aus wie ein kurzer blauer Aal. »Darauf freue ich mich schon, du Scheißbulle.«

Von einem Typen wie ihm wollte ich mich nicht provozieren lassen. Kiki Lafitte war jetzt wichtiger.

Poch – poch…

Wieder hörte ich die dumpfen Schläge, als wäre eine vorsintflutliche Maschine eingeschaltet worden, die in der Tiefe eines unheimlichen Kellers ihre Arbeit begann.

Das harte, dumpfe und unheimliche Schlagen des Herzens war für mich eine Erinnerung daran, dass ich mich beeilen musste. Es war schon seltsam, als ich das gewaltige Herz anstarrte. Für die Dauer weniger Sekunden überkam mich das Gefühl, einfach wegzuschwimmen. Ich sah noch alles in meiner Umgebung, doch gegen die Gedankenflut konnte ich nicht Herr werden. Sie war einfach da, sie strömte auf mich ein, und ich kam mir vor, als wäre das Herz zu einer gläsernen Masse geworden, in der sich Erinnerungen hielten, um nun sichtbar zu werden.

Erinnerungen an Zeiten, die lange zurücklagen. Viele Jahrhunderte.

Und ich sah einen Mann. Bärtig, bleich und verbissen. Ein Gesicht, in dessen Augen das Böse nistete.

»John… was ist mit dir?«

Die qualvoll klingende Stimme der Gefangenen erreichte mich, aber sie schaffte es nicht, die Wand der Erinnerungen zu durchbrechen. Erinnerungen, die eigentlich keine waren, weil ich sie nicht durchlebt hatte. Und dennoch kam es mir so vor, denn alles drehte sich um den bärtigen Mann mit den bösen Augen.

Ich kannte ihn und kannte ihn doch nicht.

Ich wusste nur seinen Namen.

Er hieß Henry St. Clair, war aus Schottland geflohen und hatte den Kontinent Amerika noch vor Kolumbus entdeckt.

Mein Ahnherr…?

Ich wusste es nicht. Der Zweig meiner Familie war in Schottland geblieben, doch ich erlebte St. Clair mit, als hätte man mich aus dieser Zeit in die Vergangenheit geholt.

Alles war da.

Auch das Böse!

***

Der G-Man Bob Crane, der einer Sonderkommission angehörte, hatte sich immer für einen harten Mann gehalten. Das war er auch, sonst hätte er nicht überleben können. Er war immer einen Tick schneller gewesen als seine brutalen Gegner. In diesem Fall aber hatte er versagt. Ja, er hatte versagt, obwohl es im Prinzip nicht stimmte, denn dann hätten auch die anderen versagt haben müssen. Doch Crane gehörte zu den Menschen, die eine Niederlage auf seine Kappe nahmen. Er sah überhaupt nicht ein, die anderen dafür verantwortlich zu machen, und in diesem Fall waren die anderen ein Junge und ein Pater.

Beide stützten ihn beim Gehen. Dagegen hatte er sich anfangs gewehrt, dann hatte er einsehen müssen, dass es besser war, denn die Verletzung machte ihm zu schaffen.

Nicht nur seine Hüfte brannte. Der Schmerz der Verletzung hatte sich ausgebreitet und sich wie ein Ring aus Feuer um seinen Körper gelegt. Er spürte auch das harte Pumpen, dem die Blutstöße folgten, die aus der Wunde rannen, und er gab zu, dass es besser war, wenn sie ihn verbanden. Danach konnte er noch einmal zurückkehren, denn auf keinen Fall wollte er seinen neuen Freunden John Sinclair und Suko das Feld allein überlassen.

Die Welt war schlimm, die Nacht war noch schlimmer, denn sie brachte keine Abkühlung. Von den nahen Sümpfen stiegen unsichtbare, faulig riechende Dunstwolken hoch und legten sich über das Gelände des verlassenen Rummelplatzes, auf dem die Fahrgeschäfte vor sich hinrosteten und von der Natur allmählich verschlungen wurden. Sie holte sich den Platz zurück, der ihr einmal entrissen worden war.

Alles war dunkel, düster, heiß und stickig – eben menschenfeindlich. Die Feuchtigkeit konnte unter einer Dusche kaum anders sein, nur war sie hier klebriger.

»Geht es?«, fragte der Pater. Er hieß Domingo und war ein Mann, der sich so leicht nicht einschüchtern ließ, auch nicht von dem Bösen oder

dem Vermächtnis der Schlange, das Bob Crane am eigenen Leibe zu spüren bekommen hatte, denn diesem Tier hatte er seine Verletzung zu verdanken. Auch der Pater war schon angegriffen worden, er hatte die Attacke besser überstanden, das heißt, topfit war auch er nicht, denn ein Verband bedeckte einen Teil seiner linken Hand.

Eine Schlange, die das Kreuz besiegt hatte!

Bob Crane gehörte nicht eben zu den gläubigen Menschen, aber etwas war trotzdem noch geblieben. Irgendwo bezeichnete er sich auch als einen religiösen Menschen, weil er versuchte, nach Dienstschluss noch sozial tätig zu sein, und so etwas hatte seiner Meinung nach auch etwas mit Religion zu tun, auch wenn er am Sonntag nicht die Messe besuchte, wie es im Süden der USA viele Menschen taten.

Die Schlange und das Kreuz – das Böse und das Gute!

Aber das Gute hatte gesiegt. Jesus Christus war für die Menschen am Kreuz gestorben, somit hatte er über die Schlange triumphiert, daran glaubte auch der G-Man, nur war er in dieser Nacht eines Besseren belehrt worden, und noch immer wollte er diese Tatsache nicht akzeptieren, obwohl ihn ein Kreuz angegriffen hatte.

Ein Kreuz, das über den Boden schlich, sprang, sich schlangengleich auf ein Ziel zu bewegte und alles zerstören wollte, was sich ihm in den Weg stellte.

Aus der Mitte des Kreuzes war dieses bösartige, giftige Reptil hervorgeschnellt, und das Kreuz selbst hatte ihn vernichten wollen. Es wäre in seinen Körper eingedrungen wie ein scharfes Messer und hätte sich noch in seinem Herzen umgedreht.

Bob Crane stöhnte auf, als er daran dachte.

Links neben ihm ging Mario Johnson, ein Junge, gerade vierzehn, aber jemand, der ebenfalls in diesen verdammten Kreislauf hineingeraten war. Leider hatte er mit ansehen müssen, wie eine ihm bekannte Frau durch das Killerkreuz ermordet worden war.

»Schaffst du es, G-Man?«

»Klar.«

Mario gab nicht auf. Er selbst war dunkelhäutig. Seine hellen Augen glänzten wie zwei Kreise. »Wenn du nicht mehr kannst, musst du es sagen. Dann legen wir eine Pause ein. Ich kann zum Wagen laufen und den Verbandskasten holen.«

»Es geht schon.« Crane war froh, dass ihn die beiden stützten, obwohl er es nie zugeben würde. Die Stiche und das Brennen in der Körpermitte waren kaum auszuhalten. Manchmal überkam es ihn.

Dann wäre er am liebsten zusammengebrochen und einfach im hohen feuchten Gras liegen geblieben, das den Untergrund des Rummelplatzes bedeckte.

Da er es nicht tat, schritt er weiter mit unregelmäßigen

Gehbewegungen durch diese verdammte Hölle, in der das normale Leben zu einer Qual wurde.

Sie war eine miefige, stinkende und lebendige Sauna, die alles fressen wollte, was in ihre Nähe kam.

Der Schweiß rann in Strömen über sein Gesicht. Es hatte keinen Sinn mehr, ihn wegzuwischen, weil einfach zu viel nachkam. Aber er hielt sich tapfer, Crane gab nicht auf, er riss den Kopf hoch und sah zu den verlassenen Karussells hin, die er nicht mehr so klar erkennen konnte wie sonst. Es lag nicht an den Aufbauten, sondern an ihm. Wahrscheinlich war der Blutverlust schon zu hoch.

»Es ist nicht mehr weit.« Pater Domingo versuchte, ihm Mut zu machen. »Wir packen es gemeinsam.«

»Ja!«, keuchte Crane, »und lassen die anderen im Stich! Das ist doch Bockmist, ist das!«

»Sie kommen schon allein zurecht!«

»Wie denn? Sie sind fremd hier. Und ihre Gegner sind keine normalen Dealer oder Killer. Da… da … steckt mehr hinter ihnen. Sie sind grausam, sie sind …«

»Du solltest nicht sprechen!«

»Okay, verstanden.«

»Außerdem haben wir es bald geschafft.« Der Pater fasste den Mann härter unter und zog ihn weiter.

Crane ging zwar, aber seine Füße schleiften mehr über den Boden.

Die Schmerzen hatten die Beine kaum erreicht, es war einfach die Schwäche, die ihn so reagieren ließ. Er hatte das Taschentuch gegen die Hüftwunde gepresst. Es war nur ein feuchter, klebriger, blutdurchtränkter Lappen, der sich in seiner Faust zusammenballte.

Manchmal tanzte die Umgebung auch vor seinen Augen. Da kam er sichvor, als würde er beim nächsten Schritt abheben und kurzerhand in eine andere Welt fliegen.

»Kiki«, flüsterte er, weil ihm plötzlich der Gedanke an die junge Frau gekommen war. »Verdammt noch mal, sie…«

»Sie lebt!«, sagte der Geistliche. »Woher willst du das wissen?«

Der Pater nickte beim Gehen. »Solange ich nicht hundertprozentig weiß, dass jemand tot ist, gehe ich noch immer davon aus, dass diese Person lebt. Dieser Optimismus hält mich jung.«

»Ich kann ihn nicht teilen.«

»Wir sind gleich da«, sagte Mario, und er hatte dabei nicht gelogen, denn sie hatten sich tatsächlich der Grenze des verlassenen Rummelplatzes genähert, obwohl diese kaum zu sehen war, weil die Natur alles überwuchert und fließend gemacht hatte. Wo sie sich jetzt befanden, hatte es früher einmal einen Parkplatz gegeben, aber dessen Fläche war im Laufe der Zeit ebenfalls zugewuchert. Auch Unterholz und Niedrigwald hatten sich bilden können, und in einer dieser

Deckungen hatten die Männer den Geländewagen des Paters abgestellt.

Er stand noch da. Seine Deckung war einfach zu gut. Zudem half die Dunkelheit mit, ihn zu verstecken. Dennoch waren die drei vorsichtig. Mario wollte nachschauen, ob sich etwas verändert hatte.

Als er den G-Man losließ, schwankte Crane für einen Moment, und er war froh, noch eine Stütze in Pater Domingo zu haben.

»Geht es?«

»Ja, weiter…«

Sie bewegten sich langsamer, weil sie dem Jungen die Chance geben wollten, nachzuschauen. Als er mit beiden Armen winkte und dabei aussah wieein tanzender Schattenkasper, wussten sie, dass sie sich dem Fahrzeug normal nähern konnten.

Mario wartete auf sie. Er war in den Geländewagen geklettert und hatte sich bereits den Erste-Hilfe-Kasten geschnappt. Mit ihm in den Händen verließ er den Geländewagen und setzte ihn auf dem weichen Boden ab. Er schaute zu Bob Crane hoch.

Der G-Man schwankte, und Pater Domingo war es auch aufgefallen. Er drückte den Mann sanft nach hinten, und wenig später verlor Crane den Kontakt mit dem Boden.

Er setzte sich.

Sein Aufstöhnen zeigte an, dass er sich jetzt wohler fühlte. Er öffnete seine Hand und ließ das blutige Taschentuch fallen, während Mario schon die Verschlüsse des Kastens hochgeklappt hatte.

Domingo kümmerte sich um den Inhalt. Bob Crane hatte sich zurückgelehnt und lag jetzt ausgestreckt auf dem weichen Boden.

»Alles klar?«

»Bei mir nicht, Pater.«

»Abwarten. Ich werde nur eine Lampe holen.« Domingo tauchte in den Wagen. Auf eine Taschenlampe wollte er sich nicht verlassen.

Er kehrte mit einer Leuchte zurück, die durch eine Batterie betrieben wurde. Er stellte sie auf den Boden, schaltete sie ein, und ein gelbliches Licht floss über den Körper des Verletzten hinweg. Es traf ihn besonders in der Mitte, wo das Blut wie ein kleiner, feuchter See glänzte, in den auch die Kleidung getaucht war.

»Wenn es weh tut, musst du es sagen«, meinte Domingo. Er suchte nach einer Schere, Mull, Pflaster und einem Desinfektionsmittel.

Der G-Man grinste. »Bereitest du mich für eine Operation vor?«

»Was sein muss, das muss sein.«

Mario hockte neben ihnen. »Kann ich auch helfen?«, fragte er.

»Sicher«, erklärte der FBI-Mann. »Du könntest ein wenig die Augen offen halten und dich so verstecken, dass man dich nicht sieht. Kann sein, dass wir unangemeldet Besuch kriegen.«

Pater Domingo hob die Augenbrauen. »Meinst du das wirklich?«

»Damit spaße ich nicht.« Bob quälte sich ein Grinsen ab. »Wir haben es hier mit einer verdammten Bande zu tun. Keiner von uns weiß, wie viele Typen dazugehören. Wir können nur raten, und das wiederum möchte ich nicht. Deshalb gehe ich lieber auf Nummer sicher. Diese verdammte Nacht hat erst angefangen. Wann sie beendet sein wird und wie sie beendet werden kann, weiß keiner von uns. Im schlimmsten Fall werden wir alle nicht überleben und vom Bösen überrollt.«

»Geh schon«, sagte der Pater.

Mario nickte und schlich davon. Cranes letzte Worte konnten ihm nicht gefallen haben. Auch steckte die Erinnerung an die tote Marsha Blanc noch zu tief in ihm.

»So!« Domingo rieb seine schweißfeuchten Hände gegeneinander.

»Jetzt zu uns.«

»Das macht dir wohl Freude, wie?«

»Nicht sehr, Bob. Vor allen Dingen nicht jetzt. Aber du weißt ja, es gibt gewisse Dinge, die muss man hinter sich bringen. Da muss man eben hindurch. Zudem habe ich einen Erste-Hilfe-Kursus belegt, und ich bin immer froh, wenn ich die Theorie in die Praxis umsetzen kann.«

»Du bist ein Sadist, Pater.«

»Sei nicht so streng mit mir.« In Ermangelung einer Pinzette hatte sich der Mann mit einer Schere bewaffnet und schnitt die blutgetränkte Kleidung nahe der Wunde auf.

Der G-Man lag auf dem Rücken. Gedanklich wollte er sich ablenken. Er starrte gegen den Himmel, der nichts anderes war als ein unendliches Tuch, das sich über die Landschaft spannte.

Ein Himmel, an dem kaum ein Stern funkelte. Er musste schon genau hinschauen, um einen hellen Flecken erkennen zu können. Ihm schien es, als hätten sich selbst die Gestirne vor den Problemen der Welt zurückgezogen.

Seine Augenlider flatterten, als er die stechenden Bisse nahe der Wunde spürte. Er sagte nichts, dafür hörte er die gemurmelten Worte des Geistlichen, ohne sie jedoch verstehen zu können. Der Pater machte seine Arbeit gut, er befreite die Wunde von den Kleidungsresten und Crane hörte sich fragen: »Wie sieht es aus?«

»Weniger gut.«

»Warum?«

»Das Kreuz hat dir eine tiefe Fleischwunde gerissen. Zum Glück scheint kein Knochen verletzt zu sein.«

»Das kannst du in diesem Funzellicht erkennen?«

»Immer.« Domingo legte die Schere zur Seite. Er wischte mit dem Handrücken über die Stirn und schleuderte die Schweißtropfen zur Seite. »Ich denke mal, dass du bald die Zähne zusammenbeißen musst,

denn die moderne Medizin hat noch kein Desinfektionsmittel erfunden, dass in einer offenen Wunde nicht schmerzt, denke ich mir mal.«

»Wie nett. Ich liebe deinen Humor.«

»Dafür bin ich in der Gemeinde bekannt. Du solltest mich mal besuchen, G-Man.«

Bob Crane antwortete: »Du wirst lachen, Pater, das werde ich sogar tun, wenn diese verdammte… ahhh …«, er schrie auf, denn das plötzliche Brennen hatte ihn schon überrascht. Die Desinfektionsflüssigkeit war in die Wunde geträufelt worden und hatte für das Feuer ohne Flammen gesorgt.

»Ist was?«

»Du bist ein Sadist, das sagte ich schon.«

»Keine Panik. Bisher hast du dich gut gehalten. Denke einfach an was Schönes.«

Da musste Crane lachen. »In dieser Umgebung und Welt an was Schönes denken?«

»Ja, warum nicht?«

»Das ist…«

»Ich weiß, du bist ein Bulle. Die müssen so denken. Dir fehlt eben die Perspektive.«

»Ja, ja, ich weiß und… ooohhh …«, er wollte sich aufbäumen, aber die harte Hand des Paters drückte ihn wieder zurück. »Keine Tänzchen jetzt, das kannst du später machen. Übrigens hast du es hinter dir, mein Junge.«

»Wie schön.«

»Ich muss dich noch verbinden. Danach kannst du in die Sahara gehen und dort Bäume ausreißen.«

»Klar, da sind auch so viele.«

»Du sagst es.«

Mario kehrte zurück. Er hatte gelernt, sich lautlos zu bewegen.

Auch jetzt bemerkten sie ihn erst, als er vor ihnen stand. Außerhalb des Scheins lehnte er sich gegen den Geländewagen des Paters.

»Was entdeckt?«, frage Domingo. Er prüfte mit sicherem Blick die Länge und Breite eines Mullstreifens.

»Nein.«

»Also sind wir allein.«

»Das kann man nie wissen, auch die anderen sind raffiniert. Aber ich habe etwas gehört.«

»Ach ja? Was denn?«

»Einen Wagen, denke ich. Zumindest das Geräusch des Motors. War gar nicht mal so weit entfernt.«

»Wie meinst du das?«

»Nun ja, in der Nähe. Ungefähr bei den Sümpfen oder den Kanälen.

Kann natürlich harmlos gewesen sein, aber das ist nicht sicher, denke ich mir. Soll ich nachschauen?«

»Zu gefährlich, denke ich.«

Crane war anderer Meinung. »Lass ihn gehen, Pater. Der Junge weiß schon, wie man sich bewegt.«

»Oh, danke.«

»Keine Ursache.«

Mario verschwand wieder, was Domingo nicht gern sah, aber er traf auch keine Anstalten, ihn zurückzuholen. »Mario muss selbst wissen, was er tut. Der ist hier aufgewachsen und kennt die Tricks.«

»Was ist mit meiner Wunde?«

Domingo lachte. Er beugte sich vor. Sein Gesicht geriet in den Schein. Er sah aus, als hätte er Gelbsucht. »Wunde, Verletzung? Das war einmal.«

»Du hast sie verbunden?«

»Und verpflastert.«

»Dafür könnte ich dich…«

»Nicht, G-Man, lass es lieber.« Der Pater hob beide Hände. »Man gerät sonst zu leicht in einen falschen Verdacht, denke ich. Bleib erst mal liegen, dann sehen wir weiter.«

»Nein, das will ich nicht.« Mit einerruckartigen Bewegung schwang sich der G-Man hoch. Aufrecht und mit durchgebogenem Rücken blieb er sitzen, den Mund verzogen, denn der Schmerz hatte sich nicht ignorieren lassen. Der G-Man tastete über die verbundene Wunde an seiner Hüfte und fühlte dort das Pflaster und unter dessen Haut den dicken Verbandsmull.

Domingo war aufgestanden. Er hatte den Verbandskasten wieder zugeklappt und trug ihn zum Wagen. »Du solltest dich trotzdem in Acht nehmen, mein Junge.«

»Klar, das mache ich.«

Domingo hörte ein Klicken. Als er sich umdrehte, sah er den Revolver in der Hand des G-Man. Bob ließ die Trommel rotieren. Er schaute in die Kammern des Sechsschüssers und war zufrieden, dass in jeder eine Patrone steckte.

Domingo schüttelte den Kopf. Es wirkte wie ein leichter Vorwurf.

»Denkst du, dass du die Gegner damit stoppen kannst?«

»Ich will es versuchen.«

»Nein, mein Lieber.« Der Pater schüttelte den Kopf. »Wir kämpfen hier nicht gegen Dealer, sondern gegen das Böse. Ich will dir sagen, dass wir da andere Waffen einsetzen müssen.«

»Welche denn?«

»Abwarten.«

»Sinclairs Kreuz?«

»Zum Beispiel.«

Wieder hatten sie den Jungen nicht gehört. Als Mario so plötzlich bei ihnen stand, schraken sie zusammen und schauten ihn aus zwei verschiedenen Richtungen an.

Mario kam noch einen Schritt näher. Er nahm seine Schirmmütze vom Kopf und wischte über sein dünnes Kraushaar. »Ich denke, dass wir Ärger kriegen.«

»Warum?«

Mario schaute Crane an. »Ich habe zwar keine Männer gesehen, aber ich habe sie gehört.«

Der G-Man stand auf. Er hatte nichts dagegen, sich von Domingo helfen zu lassen. »Kannst du das mal genauer sagen?«

»Schlecht«, gab der Junge zu. »Ich habe sie nur gehört, verstehst du? Auch Stimmen, aber flüsternd. Ich weiß nicht mal, wie viele da angekommen sind, aber sie halten sich in Deckung.«

»Glaubst du, dass sie uns suchen?«

»Kann sein.«

Domingo und der G-Man schauten sich an. »Was machen wir?«, fragte der Pater. »Sollen wir von hier verschwinden und versuchen, die anderen zu warnen?«

Bob überlegte. »Hätte das Sinn?«, murmelte er. »Es könnte schon zu spät sein.«

»Warum?«

»Ich weiß es nicht. Hier sind wir zwar auch nicht sicher, aber wir haben eine gute Deckung.«

Eine Schweigepause entstand. Jeder hing seinen Gedanken nach, aber sie schwiegen auch deshalb, weil sie hören wollten, ob sich in ihrer Umgebung etwas tat.

Schritte… Stimmen … das Knacken von Gewehrschlössern …

Nichts!

Zuerst atmete der Pater auf. »Ich habe eine Idee«, flüsterte er. Er deutete auf den Geländewagen. »Er steht in guter Deckung. Sie ist so gut, dass man sie auch als Versteck bezeichnen kann. Wie wäre es, wenn wir uns dorthin verkriechen?«

»Und dann?«, fragte Crane.

»Warten wir ab.«

»Bis der Kelch vorüber ist.«

»So ähnlich.«

Da Bob Crane selbst keinen besseren Vorschlag wusste, stimmte er durch sein Nicken zu. Er war auch der erste, der in den Wagen kletterte und sich auf den Beifahrersitz hockte.

Mario stieg in den Fond. Dort duckte er sich. »Für mich ist der Platz gut«, erklärte er kichernd.

Auch der Pater stieg ein. Der alte Sitz knarrte, als er das Gewicht des Mannes spürte. Das Leder hatte längst Risse bekommen, es sah aus wie

die Haut eines Zombies.

Vorsichtig zog er die Tür zu. Der Wagen hatte keine Scheiben, sie saßen dennoch relativ geschützt, und die Stille dieser Landschaft umgab sie. Jedes Geräusch würde sofort auffallen.

Der Pater hatte seine Hände auf das Lenkrad gelegt, wo der Schweiß schnell feuchte Flecken bildete. Auf dem Beifahrersitz hockte Bob Crane. Immer noch angeschlagen, doch er hielt sich tapfer. Wenn er atmete, dann nur durch die Nase. Schweiß bedeckte sein ganzes Gesicht.

Im Fond lag Mario quer auf dem Sitz und rührte sich nicht. Die Zeit wurde ihnen lang. Sie sprachen zudem nicht miteinander, und es war der Pater, der das Schweigen schließlich brach. »Was machen wir denn, wenn sie plötzlich hier sind?«

Crane schwieg, legte die Stirn in Falten.

»Nun?«

»Ich weiß es nicht. Es kommt daraufan, wie sie sich verhalten werden. Danach richten wir uns.«

»Was ist, wenn sie sofort schießen?«

Crane hatte seine Waffe auf dem Schoß liegen. »Werden wir uns auf jeden Fall zu wehren wissen.«

Domingo schüttelte den Kopf. »Das sind nur sechs Kugeln, mein Lieber. Du kannst nicht einmal sicher sein, dass du mit jeder einen zur Hölle schickst.«

Crane drehte den Kopf. Grinsend schaute er den Geistlichen an.

»Was sind das für Worte aus deinem Mund?«

»Man passt sich an.«

»An mich?«

»Nein oder auch das. An alles, würde ich sagen. Die Welt ist ein tiefes Jammertal. Das ist mir noch nie so bewusst geworden wie in den letzten Stunden. Die Schlange hat das Kreuz besiegt. Ich bin Zeuge gewesen. Kannst du dir vorstellen, wie es in mir aussieht? Wie in mir eine Welt zusammengebrochen ist?« Domingo hatte die Hände geballt. Er sah aus, als wollte er damit auf den Lenkradring trommeln, doch er hielt sich zurück und schüttelte den Kopf.

Crane berührte mit seiner Hand die Schulter des neben ihm sitzenden Mannes. »Ja, das kann ich, Pater. Das kann ich sogar sehr gut. Vielleicht viel besser, als du dir es vorstellst. Es ist nicht einfach, ich weiß das alles. Das Vermächtnis der Schlange. Du hast dich treffend ausgedrückt. Es ist nichts vergessen. Das Paradies wirft seine Schatten bis in unsere Zeit.«

»Ich habe Angst«, murmelte Domingo und senkte den Kopf. »Ich habe Angst vor dem Kollaps, dem Bruch. Davor, dass alles zusammenbricht und wir das Nachsehen haben. Wir leben in einer schrecklichen Zeit, in der einem Menschen diese apokalyptischen Gedanken einfach

kommen müssen.«
»Bei dir wundert mich das.«
Der Geistliche hob die Schultern. »Was soll ich machen? Ich kann die Augen nicht vor der Realität verschließen und muss mich leider damit abfinden, obwohl ich…«
»Sssst!«
Das Geräusch war hinter ihnen aufgeklungen. Beide Männer schauten sich um. Mario hatte sich hingesetzt. Er schaute gespannt nach vorn, dann nach rechts und links.
»He, du…«
Mario legte einen Finger auf die Lippen, und der G-Man verstummte. Erst Sekunden später sprach der Junge. »Ich kann es nicht beweisen, ihr müsst euch schon auf mich verlassen, aber ich glaube sicher, Lichter gesehen zu haben.«
»Taschenlampen, nehme ich an.«
Mario nickte Crane zu.
»Hast du gesehen, in welche Richtung sie gewandert sind?«
»Nein, das habe ich nicht. Aber wir sollten gemeinsam darauf achten. War auch nur für einen kurzen Moment.«
»Geht in Ordnung.«
Die drei Insassen kauerten tief in dem Jeep und lugten noch über die Ränder der fensterlosen Türen hinweg, um die Umgebung im Auge zu behalten.
In einer Dunkelheit wie dieser war jede kleine Lichtquelle auch auf eine ziemlich große Distanz hin zu sehen.
In der Nähe raschelte es. Tiere huschten über den Boden. Sie hörten einen leisen Todesschrei.
Da hatte ein Raubtier wieder ein Opfer gefunden.
Der Schrei verstummte. Die Stille griff wieder um sich. Insekten summten. Manchmal klatschten sie auch gegen die Frontscheibe des Wagens. Oft waren es große Tiere. Nachtfalter mit breiten Flügeln, die durch die Luft taumelten, bevor sie sich auf irgendwelchen Blüten niederließen.
Der G-Man sah das Licht zuerst. Ein weißer Arm zuckte für einen Moment auf. Wie Totenlicht strahlte er durch die Finsternis, dann bewegte er sich nach rechts, und ein zweiter Lichtarm war ebenfalls da. Er kam aus einer anderen Richtung, so dass sich beide an einer bestimmten Stelle trafen, wo sie eine bleiche Insel hinterließen.
Nicht einmal weit weg.
»Ich denke, wir sollten jetzt in Deckung gehen«, schlug der Pater mit leiser Stimme vor.
Dagegen hatten weder der G-Man noch Mario etwas. Sie tauchten unter. Bob Crane hielt mit der rechten Hand den Griff seines Revolvers umklammert. Der Pater hatte die Hände gefaltet. Er betete wohl, und

das war auch nötig…

***

»Entweder schieße ich dir das Gehirn aus dem Schädel – oder ich hänge dich auf!«

Der Satz war klar gesprochen worden und hatte keine Zweifel an der Absicht des Glatzkopfs aufkommen lassen, in dessen Gewalt sich Suko befand. Wie er sich auch entschied, sterben würde er immer. Da war der schnelle Schuss, die tödliche Kugel immer noch besser, als unfreiwillig freiwillig den Hals in eine Schlinge zu stecken.

Er saß in der Klemme!

Nun ja, das war er gewohnt. Ihm gefiel nur nicht, dass man ihm die Hände auf dem Rücken gefesselt hatte und dass der Glatzkopf, der sich Pic nannte, ihm die Waffe weggenommen hatte.

Wo sich Suko genau befand, wusste er nicht. Irgendwo unter der Erde. Die Luft war schlecht, er konnte sie kaum atmen, und Suko dachte daran, dass es dieser Glatzkopf geschafft hatte, ihn niederzuschlagen und dann wegzuschleppen.

Er lag in einem Verlies. Eine Kerze war aufgestellt worden. Sie hatte ihren Platz auf einem Teller gefunden, und der wiederum stand auf einem Schemel. Das Licht reichte aus, um die Schlinge erkennen zu können, die sorgfältig geknüpft war und von der Decke herabbaumelte. Wegen des Kerzenlichts warf sie einen Schatten und zeichnete sich übergroß auf dem Boden ab.

Der Glatzkopf stand nicht, er hockte in Sukos Nähe und wippte dabei leicht auf den Fußballen. Die Beretta hielt er fest. Ab und zu zielte er damit auf den Kopf des Inspektors und tat so, als wollte er jeden Augenblick abdrücken. Sein Gesicht war breit. Es erinnerte an einen teigigen Mond, in den der Mund eingeritzt war. In den Augen spiegelte sich der Widerschein des Feuers, er tanzte durch die Pupillen, als wollte er tief in den Schächten verschwinden. Die Nase war klein. An ihrem Ende sahen die beiden Löcher aus wie seitlich angeklebt. Pic trug dunkle Kleidung. Erst jetzt hatte Suko die Kette aus bleichen Knochen gesehen, die sich eng um seinen dicken Hals spannte.

»Ich warte noch auf eine Antwort.«

Suko stöhnte auf. »Was soll ich sagen…?«

»Das Richtige.«

Er stöhnte wieder.

Pic regte das Geräusch auf. Er schnellte hoch. »Verdammt noch mal, stell dich nicht so an, du verfluchte Memme! Du willst mir nur was vorspielen.«

»Nein, wieso? Ich…«

Pic trat ihm gegen die Außenseite des linken Oberschenkels. »Ich will

dir etwas sagen. Ich habe Erfahrung. Ich erkenne, ob mich jemand verarschen will oder nicht. Hast du gehört? Das sehe ich sofort. Und dir sehe ich an, dass du hier schauspielerst. Du bist nicht so groggy, wie du dich gibst. Du kannst eine Menge vertragen, Chinese, und deshalb will ich eine Antwort von dir.«

Pic hatte Recht. So schlecht ging es Suko nicht. Aber auch nicht besonders. Nur wollte er Zeit schinden, denn solange er lebte, hoffte er noch immer auf eine Chance, auch wenn sie ziemlich dünn war.

»Was ist dir denn lieber?«

Pic, der noch einmal hatte zutreten wollen, erstarrte. Die Überraschung hatte ihn kalt erwischt. »Wie war das?«

»Ich wollte wissen, was dir am liebsten ist.«

»Scheiße – ist mir egal.«

»Schießt du gern?«

»Auch.«

Suko grinste, obwohl es ihm schwer fiel. »Kann ich mir denken. Ich aber habe einen Schwur getan…«

»Rede keinen Mist…«

»Nein, nein, lass mich. Ich möchte dir etwas sagen. Du bist ja sowieso der Stärkere von uns beiden. Ich habe mir immer vorgestellt, obwohl ich Polizist bin, nicht durch eine Kugel zu sterben. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen.«

Pic schluckte trotzdem, er schnappte auch nach Luft. »Du… du … willst hängen?«

Suko zeigte seine Zähne. »Wenn es dir nicht zu viel ausmacht, tendiere ich dahin.«

Pic lachte schallend.

Er war aus der unmittelbaren Nähe der Kerze verschwunden und tauchte ein in den Hintergrund, wo die Schatten dichter waren und ihn umhüllten.

Aber er kam wieder vor. Die Waffe steckte jetzt in seinem Gürtel.

»Ich habe doch richtig gehört, Chinese – oder?«

»Das hast du.«

»Dann willst du wirklich die Schlinge an deinem Hals spüren und mitbekommen, wie ich dich hochziehe?«

»Das hatte ich mir gedacht.«

Der Glatzkopf schüttelte den Kopf. »Irre«, sagte er, »einfach irre. Das packe ich nicht. Das kann ich nicht begreifen. Bist du einer, der gerne gefoltert werden will?«

»Nein.«

»Sondern…?«

Suko verdrehte die Augen. »Nerv mich nicht. Ich habe dir erklärt, warum ich so sterben will. Ich hasse es, wenn mir eine Kugel durch den Kopf fährt. Das ist alles. Da hat jeder seine eigene Vorstellung

vom Ableben.«

Pic fing wieder an zu lachen. Es dauerte eine Weile, bis er sich eingekriegt hatte. »Stimmt, stimmt. Ich will dir nicht zu nahe treten, aber das ist ein Klopfer.«

»Meine ich auch.«

Pic schaute Suko noch einmal in das von Licht und Schatten durchzuckte Gesicht, dann hob er die Schultern und drehte sich von seinem Gefangenen weg.

Er trat dorthin, wo die Kerze auf dem Schemel stand. Sehr vorsichtig nahm er den Teller hoch und stellte die Kerze auf den Boden, einige Schritte vom Schemel entfernt, so dass auch der Schatten der Schlinge vom Boden verschwand.

Suko kannte die Regeln. Die Schlinge hing zu hoch, um sie, wenn er normal stand, mit dem Kinn und damit auch mit dem Hals erreichen zu können. Deshalb würde er auf den Hocker klettern müssen.

Wenn er dort stand, würde Pic ihm den Hocker unter den Füßen wegtreten, und schon hing er fest, um einem schrecklichen Ende entgegenzusehen.

Pic hob den Hocker an und stellte ihn genau an die richtige Stelle.

Ein wenig hinter die Schlinge. Dort blieb er auch, als er fragte: »Bist du bei deiner Meinung geblieben?«

»Sicher.«

Pic schüttelte den Kopf. »Das ist ein Ding. So etwas habe ich noch nicht erlebt.«

»Alles ist irgendwann neu«, sagte Suko.

Pic trat mit dem rechten Fuß auf. »Willst du mich verarschen, verdammt noch mal?«

»Nein, warum?«

»Dein Gerede gefällt mir nicht.«

»Ich passe mich eben an.«

Der Glatzkopf reagierte nicht. Vielleicht hatte er die Worte auch nicht begriffen. Er überprüfte noch einmal die Distanz des Schemels zur Schlinge, und sein Nicken zeigte an, dass er mit seiner Arbeit zufrieden war.

Dann kam er auf Suko zu. Den Kopf hielt er gesenkt. Das Gesicht lag im Schatten, und die Haut sah aus wie roher Teig. Er bückte sich, als er neben dem Gefesselten stehen blieb.

»Kannst du aufstehen?«

»Nur schlecht.«

Pic schluckte und half Suko auf die Beine. Dessen Hände blieben auf dem Rücken gefesselt. Er hatte zwar versucht, die dünnen Stricke zu lösen, es jedoch nicht geschafft.

Etwas schwankend blieb er stehen, kippte nach rechts und musste von Pic gestützt werden.

»Stell dich nicht so an. Der kleine Schlag auf den Schädel bringt niemand um.«

»Ich bin es nicht gewohnt.«

Der Glatzkopf stand schräg hinter Suko, die Hände auf den Schultern des Inspektors. »Kannst du wenigstens allein auf den Schemel steigen?«, fragte er flüsternd.

»Wenn nicht, musst du mir helfen!«

Pic verzog das Gesicht, als bestünde es aus Gummi. Noch immer fühlte er sich auf den Arm genommen, diesmal aber reagierte er sich nicht an Suko ab.

Er schob ihn vor, und Suko taumelte dem Ziel entgegen. Als er mit den Beinen gegen den Hocker stieß, zerrte ihn sein Peiniger wieder zurück. »Nicht so eilig, Mann.«

»Ist klar.«

Pic wollte es ganz genau machen. Er prüfte, ob der Hocker stabil genug war. »Der wird dich halten«, sagte er.

Suko nickte nur. Er hielt sich von nun an bewusst zurück, denn für ihn begann die wichtigste Phase. Dass er mit dem Feuer spielte, war ihm klar. Er hatte sich bewusst für das Hängen entschieden, weil er sich dabei bessere Chancen ausrechnete. Einer Kugel hätte er nicht entwischen können. Sie hätte sein Leben sofort ausgelöscht. So aber konnte er sich noch bewegen undhoffte zudem, dass es ihm gelungen war, den Glatzkopf in Sicherheit zu wiegen. Er hatte nicht einmal an seinen Stricken gezerrt, sondern sich nur verbal gewehrt und hoffte nun, dass es akzeptiert wurde.

Pic ließ sich Zeit. Er prüfte noch die Schlinge, zerrte daran und hatte Suko dabei zurücktreten lassen, weil er ihn gleichzeitig im Auge behalten wollte.

Die Blicke des Inspektors glitten durch das Gefängnis. Noch immer wusste er nicht, wo er sich befand. Jedenfalls ging er davon aus, dass er sich noch in der Nähe des Rummelplatzes aufhielt, vielleicht in irgendeiner Höhle.

Da die Flamme brannte, erreichte auch Sauerstoff den tiefen Raum. Die Luft war zwar mit der in einem Backofen zu vergleichen, und sie tat Sukos Kopf auch nicht gut, durch den noch immer die Schmerzen zuckten, doch er hatte sich schon schlechter gefühlt und war darauf gefasst, das Beste aus seiner Lage zu machen.

Wie auch der Glatzkopf. Er nickte Suko zu. Dabei grinste er. »Das ist alles so wunderbar«, sagte er. »Jetzt freue ich mich, dass du dich für diese Möglichkeit entschieden hast.«

»Ich freue mich nicht.«

»Kann ich mir denken.«

»Und nun?«

Er grinste wieder. Dann deutete der Glatzkopf mit dem Zeigefinger

auf den Hocker. »Das ist dein Platz.«

Suko nickte.

Er ging mit langsamen Schritten vor. Die Lippen hielt er zusammengepresst, und er hoffte, genügend Angst auszustrahlen, um den anderen zu täuschen. Da die Kerze zu weit entfernt stand, und das Licht nicht gegen ihn fiel, war dies nicht möglich.

Vor dem Hocker blieb Suko stehen.

»Willst du nicht?«, zischte der Glatzkopf, dem Sukos Zögern überhaupt nicht gefiel.

»Es ist schon komisch«, ächzte er.

»Rauf mit dir, Bulle! Ihr seid doch sonst nicht so zimperlich, wenn ihr einen von uns in die Mangel nehmt.«

»Ich komme aus England.«

»Ist mir scheißegal, ob ich einen Bullen aus den Staaten hänge oder einen aus Europa. Wenn du deinen verdammten Fuß nicht auf den Schemel setzt, schieße ich dir eine Kugel zwischen die Augen.« Er legte seine Hand auf den Pistolengriff.

»Keine Sorge, ich bleibe dabei.« Suko stieg auf den Schemel und stand etwas schwankend auf der Fläche, die Augen leicht verdreht.

Er schielte zur Schlinge, die vor ihm baumelte und die ihm erst noch über den Kopf gestreift werden musste. Darauf hatte Suko ebenfalls einen Trumpf gesetzt.

»Willst du mir die Fesseln lösen?«, fragte er.

»Warum sollte ich?«

»Dann kann ich mir die Schlinge über den Kopf streifen.«

»Keine Sorge, Chink, das Vergnügen lasse ich mir nicht nehmen.«

Der Glatzkopf setzte sich in Bewegung. Er umrundete den Schemel und gelangte in den Rücken des Inspektors.

Suko überlegte, ob er es jetzt schon wagen sollte, entschied sich aber dagegen. Pic hustete einige Male, spie auch aus und trat hinter sein Opfer. Er musste sich recken, um die Schlinge erreichen zu können, aber er schaffte es.

Es lief alles sehr laienhaft ab. Suko hätte trotz der gefesselten Hände schon etwas unternehmen können, doch er wollte absolut sicher sein, deshalb wartete er auch und nahm die Nervenanspannung in Kauf.

Die Schlinge fuhr als Schatten an seinem Gesicht entlang, dann kratzte sie am Hals.

Der Knoten wurde festgezurrt.

Pic stöhnte auf. Diese Arbeit schien ihm einen höllischen Spaß zu machen.

»Was ist?«, fragte Suko.

Der Glatzkopf lachte leise. »Gleich wirst du mit dem Teufel pokern können.«

»Hat der denn ein Kartenspiel?«

»Witzbold, wie?«

Suko gab keine Antwort. Er hörte aber, dass sich der Glatzkopf bewegte. Da der Mann nicht in sein Blickfeld geriet, nahm er an, dass er zurückgegangen war, was Suko überhaupt nicht gefiel. Er wollte nicht, dass Pic hinter ihm stand, wenn er gegen den Hocker trat. Er wollte ihm ins Gesicht sehen.

Die Schlinge um seinen Hals war sehr eng gezogen worden. Deshalb bereitete ihm auch das Sprechen Mühe. »Darf ich dich um einen Gefallen bitten?«

»Schon wieder.«

»Nur einen.«

»Was willst du?«, hechelte Pic. Ihm war die Vorfreude schon anzuhören. Er wollte Suko erst zappeln, dann strampeln und schließlich sterben sehen. So etwas bereitete ihm ein satanisches Vergnügen.

»Ich möchte, dass du den Hocker umstößt, wenn du vor mir stehst, Pic. Ist das zu viel verlangt?«

»Warum willst du das?«

Die wahren Gründe konnte ihm Suko kaum nennen. Er wiederholte stattdessen seine Bitte noch einmal.

»Also gut, wenn dir so viel daran liegt.«

Dem Inspektor fiel ein Stein vom Herzen. Er lauschte den schlurfenden Schritten. Jetzt würde er keine Frage mehr stellen, denn er brauchte seine Konzentration voll und ganz. Was er vorhatte, war ein Spiel auf Leben und Tod, es konnte auch schief gehen, doch daran wollte der Inspektor nicht denken.

Der Glatzkopf baute sich vor ihm auf. Wieder grinste er und zerrte dabei seine dünnen Lippen noch weiter auseinander.

Suko schwitzte, war trotzdem voll konzentriert.

»Dann wollen wir mal«, erklärte Pic grinsend. Er war sich seiner Sache so sicher und fügte noch hinzu, dass er Suko als echte Leiche in die Geisterbahn hängen würde.

Dann schaute er auf seinen rechten Fuß, weil er nicht danebentreten wollte.

Suko blieb stehen. Das Gewicht auf das linke Bein verlagert. Es durfte alles passieren, nur der Schemel musste stehen bleiben.

Der Glatzkopf holte aus.

Suko schaute ihn an.

Seine Augen waren kalt, sie maßen die Entfernung ab.

Dann trat er zu!

***

Pater Domingo, Mario und auch der G-Man Bob Grane hockten in ihrem Wagen und wagten nicht, sich zu bewegen. Sie hätten am

liebsten den Atem angehalten, nur war das nicht möglich. Jeder wusste, worauf es ankam und verhielt sich ruhig.

Sie sahen nichts, aber sie hörten etwas. Und sie wussten anhand der Laute, dass es mehrere Personen sein mussten, die sich jetzt in ihrer nicht mehr fernen Umgebung bewegten.

Mal erschallte ein Fluch, dann ein Knacken, wenn irgendein Hindernis aus dem Weg geräumt wurde. Auch einen Pfiff hörten sie und einmal ein kurzes Lachen.

Die anderen waren vorsichtig, aber sie übertrieben die Vorsicht nicht. Sie mussten sich ihres Erfolges sehr sicher sein.

Mario hatte seinen Platz verändert. Er lag jetzt zwischen der Rückbank und den beiden Rücken der Vordersitze. Der Platz war sehr eng, Mario machte das nichts aus.

Ein übler Geruch drang in seine Nase. Es stank nach altem Öl oder Fett. Ein Lappen lag in der Nähe seines Gesichts, der gab diesen Geruch ab.

Warten und hoffen…

Auch den beiden Männern vorn erging es so. Sie hatten sich so tief wie möglich geduckt, was dem G-Man besser gelungen war als Pater Domingo, denn Crane musste nicht dem störenden Lenkrad ausweichen. Er hatte sich sogar gedreht, so dass er mit dem Rücken zur Konsole hockte und den Beifahrersitz vor sich sah.

Sie hatten das Optimale herausgeholt, was in ihrer Lage möglich gewesen war. Das heißt, zumindest der G-Man schlug sich noch mit leichten Zweifeln herum. Wäre es vielleicht besser gewesen, den Wagen stehen zu lassen und sich in die Büsche zu schlagen? Das hätte ebenfalls ins Auge gehen können, sicherlich waren die Häscher darauf programmiert, fremde Geräusche zu hören.

Bob Crane hatte den Jeep ins Gebüsch gefahren. Das Heck war unter dem Dach verschwunden, die eckige Kühlerschnauze schaute voll hervor, zusammen mit der hochkant gestellten Frontscheibe.

Zwar schwebte Geäst darüber, aber es reichte als Deckung eigentlich nicht aus. Wer den Wagen finden wollte, der fand ihn auch, wenn er sich entsprechend vorbereitete.

Die Zeit tropfte dahin. Die Menschen im Wagen hatten jegliches Gefühl dafür verloren. Sie drückten sich selbst und ihren Freunden die Daumen, dass sie nicht gefunden wurden.

Stickig war die Luft, und Bob Crane lief der kalte Schweiß den Rücken hinunter.

Er atmete scharf durch die Nase. Neben ihm bewegte sich der Pater. Er hatte einen schlechteren Platz, er hockte eingeklemmt unter dem Lenkrad.

Cranes Wunde brannte. Hin und wieder – in regelmäßigen Abständen – fühlte er sich wie weggeschleudert, als würde er abheben und

einfach davonfliegen, ohne sich darum zu kümmern, wohin die Reise ging. Nur weg von hier.

Sie kamen näher.

Hin und wieder war auch ein »Ratschen« zu vernehmen. Zwar kein typisches Geräusch für diese Gegend, aber die beiden Männer kannten es trotzdem. Es entstand immer dann, wenn jemand mit einer Machete Hindernisse aus dem Weg räumte.

Lichtkegel huschten über den Boden.

Der G-Man bewegte seine rechte Hand. Er putzte die Fläche an seiner Hose ab. Viel half es nicht, aber er wollte die Haut relativ trocken haben, bevor er wieder nach der Waffe griff. Zudem wurde er das Gefühl nicht los, dass sie bald entdeckt wurden.

»Sie kommen näher…«, hauchte der Pater.

Crane nickte nur. In diesen Momenten der Spannung spürte er nicht einmal seine Verletzung. Das Gesicht wirkte wie gemeißelt.

Die Augen lagen als kalte Kieselsteine in den Höhlen. Er zwinkerte nicht mal, wenn Insekten in seiner Nähe tanzten.

Ein Tritt.

Bob Crane stellte sich innerlich auf einen Kampf zwischen Leben und Tod ein; er glaubte, der Mann stünde bereits an dem Wagen.

Beide Männer und auch Mario hörten in der folgenden Sekunde einen überraschten Aufschrei. Ein Beweis, dass der Ankömmling den Jeep entdeckt hatte.

Crane wusste, dass er handeln musste. Es kam auch darauf an, wie sich der andere verhielt. Ob sein Aufschrei gehört worden war und die anderen Häscher zu ihm liefen.

Noch tat sich nichts.

Die Sekunden dehnten sich in die Länge. Crane kam sich vor wie eine schweißüberströmte Statue. Dann sah er das Licht.

Es wanderte. Nahm seinen Weg von unten nach oben, aber es huschte zuerst über die Außenseite am Heck des Jeeps hinweg.

Das war für die drei Personen günstig. Mario war nicht so leicht zu entdecken, da er flach zwischen den Sitzen lag. Um Crane und den Pater sehen zu können, musste der andere seine Lampe herumschwenken.

So lange wartete Crane nicht.

Das Licht floss bereits über das Heck hinweg und in den Fond, als sich Crane in die Höhe drückte. Dass seine Wunde wieder Schmerzen ausstrahlte, darauf achtete er nicht, für ihn zählte jetzt nur der Erfolg. Wenn sie erwischt wurden, war es aus.

Er wurde nicht geblendet, er sah den Mann, einen Fremden, er sah die Lampe und auch das Gewehr, das er hielt. Eine kurzläufige Schrotflinte, deren Ladung alles zerriss. Sie hätte auch den Kopf des G-Man zerschmettert, nur war Crane mit seinem Mund schneller.

»Du rührst dich nicht, Mann!« Der Gewehrträger schrak zusammen.

Sein Gesicht zeigte ein scharfes Profil. Es erinnerte an das eines Vogels, dessen Schnabel geknickt war. Bei dem Mann war es die Nase.

Der G-Man war aufgestanden. Er stand geduckt, weil ihn sonst die Zweige am Kopf behindert hätten. Er zielte auf den Fremden. Den Revolver hielt er mit beiden Händen fest. »Und jetzt weg mit dem verdammten Gewehr! Los, lass es fallen!«

»Wieso?«

»Weg damit!«

Der Mann drehte seinen Kopf. Das Profil verschob sich, Crane sah ihn jetzt frontal an. Wenn es ein lebendiges Bild für Heimtücke gegeben hätte, dieser Kerl hätte den ersten Preis gewonnen. Er hatte nicht aufgegeben, das stand fest, seine Augen bewegten sich, und Crane konnte sich vorstellen, dass er auch die Ohren spitzte, um nach seinen Kumpanen zu lauschen.

Er sprang zurück.

Blitzschnell hatte er reagiert. Er schaltete dabei seine Lampe aus, riss gleichzeitig sein Gewehr hoch und hielt einfach nur in Cranes Richtung.

Die Schrotladung hätte das Gesicht des Mannes zerrissen. Der aber war schneller.

Seine Waffe wummerte los. Von der Wucht des Aufschlags wurde der Mann herumgeschleudert. Er schrie nicht mal, als er zu Boden fiel und irgendwie schaffte er es noch, den Finger um den Stecher der Waffe zu krümmen und durchzuziehen.

Die Ladung donnerte gegen den Himmel.

Sie fetzte in die Bäume. Schrot ließ Blätter regnen, und der Klang hatte sich angehört, als wäre ein Donnerschlag aus den Wolken geschmettert.

Ob der Mann tot oder nur verletzt war, wusste Crane nicht. Er konnte sich auch darum nicht kümmern, denn für sie war es wichtig, rasch zu verschwinden. Der Krach war lokalisiert, er würde die anderen Häscher herbeiholen. Gegen eine Übermacht sahen sie schlecht aus.

Crane sank wieder auf dem Sitz zusammen. Bei dieser Drehbewegung hatte er mitbekommen, wie Mario aus seiner Deckung erschienen war. Der Junge wollte etwas sagen, doch der Schreck über das Geschehen hatte seine Kehle eng gemacht.

Pater Domingo saß bereits hinter dem Steuer. Seine rechte Hand umklammerte den Zündschlüssel. Bevor er ihn drehte, erlebten die drei eine tiefe, unheilvolle Stille.

»Weg?«

»Ja.« Crane nickte.

Der Pater startete. Sechs Ohren lauschten dem Motorengeräusch, dann fiel ihnen ein Stein vom Herzen, als er ansprang. Es würde alles

glatt gehen.
Sie kamen weg.
Der Wagen schoss auf den schmalen Weg vor ihnen. Dicht rollten die Räder an der leblosen Gestalt vorbei. Keiner von ihnen wusste, wie viele Gegner noch auf sie lauerten, aber ihnen war klar, dass sie es noch nicht geschafft hatten.
Weit vor ihnen, aber dennoch gut sichtbar, stieg eine Leuchtkugel in den Himmel. Sie platzte dort auseinander, und ein gespenstischer, bleicher Regenschirm sank dabei dem Erdboden entgegen…

***

Es war haargenau der Tritt, der über Leben und Tod entschied. Das war Suko klar gewesen. Wenn er nicht genau traf, war er verloren, und einen derartigen Tritt beherrschten nur wenige Menschen auf der Welt.
Der unvergessene Bruce Lee hätte es geschafft, dessen leider verstorbener Sohn auch, einige andere Kämpfer ebenfalls und natürlich Suko, der genau um den Tick schneller war als sein Feind.
Sukos Schuh erwischte den Hals des Glatzkopfs.
Er hörte ein Klatschen. Das rechte Bein des Mannes bewegte sich nicht. Es blieb in der Bewegung stehen, als hätte man einige Nerven gekappt, und das Gleiche geschah auch mit Pic. Der Tritt hatte eine wichtige Stelle seines Nervenzentrums gelähmt, und Suko, der sein Bein wieder zurückgezogen und den Fuß auf die Schemelfläche gestellt hatte, wartete ab.
Nichts tat sich.
Kein zweites Ausholen. Pic war zu einem anderen geworden, bis er zusammenbrach. Verkrümmt blieb er liegen, und Suko hörte den Stein poltern, der von seinem Herzen fiel.
Er hatte es geschafft!
Mit beiden Füßen auf dem Hocker und der Schlinge um den Hals blieb er stehen. Schweiß rann wie Wasser über sein Gesicht. Das verdammte Material kratzte an seinem Hals. Seine Hände waren noch immer auf dem Rücken gefesselt, aber Suko glaubte trotzdem daran, dass er sich würde von der Schlinge befreien können.
Er bewegte seinen Kopf zurück, er drehte ihn sogar, und er spürte genau, wie die Schlinge anfing zu rutschen.
Sie glitt dem Kinn entgegen. Noch ein Stück weiter, dann konnte er sie damit auch hochschieben.
Er schaffte es. Durch Drehen, Zucken und Rucken wurde er die Schlinge los. Als die mit dem unteren Ende vor seinem Kinn entlang in Richtung Nase schabte, hatte Suko das zweite Drittel seiner Befreiungsaktion hinter sich.
Das letzte lag noch vor ihm. Er musste die verdammten Fesseln

loswerden. Da würde er nach einem alten Trick greifen, der schon oft beschrieben und in vielen Filmen gezeigt worden war.

Die Flamme der Kerze musste das Material durchbrennen oder zumindest so stark beschädigen, dass Suko seine Fesseln auseinander fetzen konnte. Er sprang vom Hocker.

Als er aufkam, geriet er leicht ins Taumeln, konnte sich aber halten und schaute zuerst nach dem Glatzkopf. Der Mann lag im Schatten.

Er rührte sich nicht, und sein Zustand würde noch für eine Weile anhalten. Da kannte sich Suko aus.

Er veränderte seine Richtung, schritt auf die Kerze zu, die bereits zur Hälfte niedergebrannt war, und setzte sich mit dem Rücken zu ihr auf den Boden.

Er hatte zuvor genau gezielt, und als er saß, spürte er bereits die Hitze der Flamme, die über seine Haut strich. Dabei blieb es allerdings nicht, es wurde schmerzhaft heiß, als Suko die gefesselten Hände so dicht an die Flamme heranbrachte, dass es das Feuer auch schaffte, die Stricke anzusengen.

Die feurige Zunge biss. Sie war wie ein böser Geist, der einen Menschen quälen und martern wollte. Es roch schon sehr bald nach verbranntem Fleisch.

Der Inspektor hasste den Geruch. Schon weil es sein eigenes Fleisch war, das angesengt wurde. Doch er war ein Mensch, der nicht aufgab. Er biss die Zähne zusammen, zerrte und zuckte, weil er feststellen wollte, ob sich die verdammten Stricke schon gelockert hatten, aber sie saßen noch immer zu fest.

Er brachte sich aus dem unmittelbaren Bereich der Flamme. Eine kleine Pause tat jetzt gut. Suko wollte zu sich selbst finden. Die Stirn kam ihm vor, als wäre sie eingerieben worden. Da vermischten sich Schweiß und Staub.

Er schnappte nach Luft. Dabei kam es ihm vor, als würde er überhaupt nicht mehr atmen können. Alles war stickig und stank erbärmlich. Der Geschmack auf seiner Zunge war undefinierbar. Am Gaumen schien sie mit alten Spinnweben festgeklebt zu sein.

Er warf auch hin und wieder einem Blick auf den niedergeschlagenen Pic. Suko kannte die Wucht seiner Treffer, aber er kannte Pic nicht. Er wusste nicht, wie viel er einstecken konnte. Wenn er sich rührte, bevor Suko die Stricke loswurde, konnte es schlimm für ihn werden. Außerdem besaß der Mann seine Beretta, und die wollte sich Suko zurückholen.

Er machte weiter.

Der zweite Versuch war ebenso schlimm wie der erste. Die Haut hatte sicherlich Blasen geworfen.

Wieder das Zerren und Reißen. Die Gelenke schmerzten, das Brennen wollte einfach nicht aufhören, und Suko kämpfte verbissen weiter.

Die Flamme schmorte die Fesseln an. Der Geruch sagte ihm genug.

Gleichzeitig griff sie auch das Fleisch an, das aber war nicht mehr zu ändern. Er gönnte sich keine Pause mehr. Suko machte weiter, und dann hätte er jubeln können, denn nach einem erneuten Ruck, wobei er die Hände in verschiedene Richtungen drückte, rissen die Stricke.

Suko war frei!

Er fiel zur rechten Seite, rollte sich von der Kerze weg und blieb zunächst schwer atmend liegen. Seine Handgelenke brannten, und in seinem Kopf hämmerte es. Die Schläge erwischten ihn wie scharfe Stiche, die Augen brannten, er holte Luft mit weit geöffnetem Mund, er schmeckte das Feuer, die Zunge lag dick in seinem Mund, dann richtete er sich so weit auf, dass er in eine sitzende Stellung geriet.

So blieb er hocken.

Die Arme und Hände nicht mehr auf dem Rücken. Er konnte sich die Gelenke anschauen. Selbst das Licht der einen Flamme reichte aus, um erkennen zu können, dass es auf keinen Fall spaßig war, was er da zu Gesicht bekam. Die Haut war aufgerissen, die Wunden brannten und schmerzten. An den Rändern sah die Haut schwarz aus, und sie hatte sich dort eingerollt.

Auch Sukos Augen brannten. Im Hals war alles zu, er konnte kaum schlucken. Er sah das Blut an seinen Gelenken.

Suko holte ein Tuch aus der Tasche. Er tupfte die Wunden ab. Jede Berührung schmerzte, nur gehörte der Inspektor zu den Menschen, die eine andere Erziehung genossen hatten als der normale Europäer. Schmerzen gehörten zum Leben, das hatte man ihm beigebracht.

Er würde damit existieren können, und er schaffte es auch, sie zu ignorieren, denn die vor ihm liegende Aufgabe war groß genug. Er stand auf.

Den leichten Schwindel ignorierte er. Wichtig war jetzt der Glatzkopf. Suko wusste nicht einmal, wo er sich befand. Pic hatte ihn niedergeschlagen, hatte ihn überrascht, und erst in dieser stickigen und stinkenden Dunkelheit war der Inspektor wieder zu sich gekommen.

Er nahm die Kerze mit, als er auf Pic zuging. Er hatte sie wieder auf den Teller gestellt und brachte sie in die Nähe des Bewusstlosen.

Zuerst suchte er seine Waffe. Pic hatte sie in seinen Gürtel am Rücken gesteckt.

Es tat ihm gut, die Beretta wieder bei sich zu haben. Nicht dass Suko schießwütig gewesen wäre, er löste Probleme lieber waffenlos, aber manchmal ging es nicht anders, da musste die Beretta in Aktion treten, besonders dann, wenn es um Leben und Tod ging oder irgendwelche Schwarzblüter ausgeschaltet werden mussten.

Er kniete neben dem Glatzkopf nieder. Der Kerzenschein wischte nicht nur über das Gesicht, auch über den kahlen Schädel hinweg und

ließ ihn fleckig aussehen. Rote und schwarze Farben wechselten einander ab, und in sie hinein glitten gelbe Streifen.

Deshalb sah Pic aus wie ein Monstrum auf zwei Beinen, nur dass er eben lag.

Suko wollte von ihm wissen, wie er hier rauskam. Er fand noch einen Schlagring, auch einen Totschläger und schleuderte beide Waffen weit weg. Einen Revolver entdeckte er bei ihm nicht.

Einige Male klatschte er seine flache Hand in das Gesicht des Mannes. Pic grunzte, er murmelte irgendetwas, als würde jemand im Halbschlaf sprechen.

»He, wach auf!«

Pic stöhnte. Er kam wieder zu sich. Es dauerte Minuten, bis Suko den Mann so weit hatte, dass der seine Umgebung einigermaßen wahrnahm. Da hockte Pic bereits am Boden, und sein Rücken war gegen die Wand gepresst, damit er so sitzen bleiben konnte.

Suko lächelte ihn kalt an.

Erst jetzt bekam der Glatzkopf mit, dass sich die Lage zu seinen Ungunsten verändert hatte. Ein Schreck fuhr durch seine Glieder.

Zusätzlich malte er sich auch in den Augen ab.

»Begriffen?«

Pic bewegte seine Arme. Er wollte die Beretta suchen, die aber zeigte ihm Suko kurz.

»Sie gehörte ja mir…«

Pic stöhnte. Er war fertig. Zu wissen, dass er verloren hatte, passte ihm überhaupt nicht. Er sah aus, als hätte man allen Widerstand aus ihm herausgeblasen. In seinem Kopf dröhnte es. Er presste die Hände gegen den Schädel, dann holte er tief Luft und zischelte Suko einen Fluch zu.

»Rede keinen Unsinn, Glatzkopf. Ich will wissen, wo ich mich hier befinde.«

Pic hatte ihn verstanden. Er lachte sogar und sagte: »In der Hölle bist du gelandet, Meister. Oder in der Vorhölle. Leider brennt nur eine Flamme, aber der Teufel wird dir schon bald einheizen, das kann ich dir versprechen.«

»Zunächst bin ich an der Reihe!«

»Du hast dich überschätzt, Chinese. Auch wenn du der Schlinge entwischt bist, der Sieger bin immer ich.«

»Mal sehen.« Suko legte ihm eine Hand auf die Schulter und griff zu. »So, ich bin dafür, dass du aufstehst.«

»Wieso… ich …?«

»Hoch mit dir!«

Der Glatzkopf quälte sich auf die Beine. Er stützte sich dabei an der Wand ab und hatte Mühe, überhaupt auf den Füßen zu bleiben.

Suko hielt ihn fest, achtete aber auf ihn, denn so fertig schien Pic

nicht zu sein. Er konnte durchaus schauspielern.

Was er auch tat.

Plötzlich griff er an.

Zwar nicht so schnell wie normal, Suko konnte dem Schlag noch ausweichen. Pic hatte ihm den Ellbogen in den Unterleib rammen wollen. Suko ließ ihn ins Leere laufen, dann säbelte er den Mann mit einem Tritt von den Beinen.

Pic schrie wütend auf, als er zu Boden fiel. Er hatte sich zu viel vorgenommen. Zweimal rollte er um seine eigene Achse, bis er auf dem Bauch liegen blieb.

Suko zerrte ihn wieder hoch. Er schüttelte ihn und hielt ihn am Kragen wie einen Hasen. Der Inspektor brachte seinen Mund dicht an die Lippen des Mannes. »Ich hoffe, du weißt jetzt Bescheid, mein Freund. Es hat keinen Sinn, wenn du versuchst, mir aufs Dach zu steigen. Ich bin immer besser.«

Pic nickte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als einverstanden zu sein. »Verdammt noch mal, was willst du?«

»Dich als Helfer einsetzen.«

Pic zuckte zwar zusammen, eine Antwort erhielt Suko nicht.

Wahrscheinlich hatte er den anderen zu sehr überrascht. »Ich kann dir nicht helfen, verdammt!«

»Doch – du wirst mich führen, mein Junge. Du wirst mich dorthin bringen, wo die Action ist.«

»Welche Action?«

»Ich bin nicht allein gekommen. Außerdem möchte ich wissen, wo ich mich hier befinde.«

»In der…«

»Sage nicht Vorhölle.«

»Nein, in einer Geisterbahn. Oder darunter. Da gibt es einige Verliese, die…«

»Wunderbar, das reicht. Ist noch jemand hier?«

»Weiß ich nicht!«

Suko wusste, dass Pic log. Er schüttelte ihn durch. »Verdammt noch mal, du sollst sprechen!«

»Kann sein.«

»Nehmen wir mal an, es stimmt. Wo kann ich den anderen oder die anderen denn finden?«

Pic schwieg.

Suko hatte den Eindruck, dass die Zeit drängte. Er musste etwas unternehmen. Dieser verlassene Rummelplatz war eine verdammte Falle, und sie sollte keinesfalls zuschnappen. »Ich will, dass du hier nicht die große Schnauze hast. Die steht dir nicht. Gewonnen habe ich. Und ich werde auch weiterhin der Sieger sein. Es kommt auf dich an, ob ich so human bleibe wie jetzt, oder andere Saiten aufziehe.«

Der Glatzkopf überlegte. Er schaute mal nach rechts, dann wieder nach links, doch auch dort entdeckte er niemand, der ihm hätte zu Hilfe eilen können.

»Nun…?«

»Gehen wir.«

»Wohin?«

»In die Zentrale«, erklärte der Glatzkopf und konnte dabei ein Lachen nicht unterdrücken.

»Wie bitte?«

»Ja, Bulle, du willst doch alles sehen. Es gibt eine Zentrale, nicht mehr und nicht weniger.«

»Okay, du kennst dich aus.« Suko stieß ihn an. »Aber denke immer daran, dass ich dicht hinter dir bin, und halte dir auch vor Augen, dass ich besser bin als du.«

»Ja, ich weiß…«

»Dann mach dich auf die Socken!«

Der Glatzkopf ging nicht normal. Er schwankte nach jedem Schritt von einer Seite auf die andere. Suko wusste nicht, ob Pic schauspielerte oder nicht. Er ging davon aus, dass dies nicht der Fall war. Pic konnte einstecken, aber Suko kannte auch seine Treffer.

Ab und zu keuchte der vor ihm gehende Mann oder fasste sich an den Hals, um die Haut zu reiben. Wenn er sprach, hatte er Mühe, die Worte hervorzubringen.

Es gab auch einen Ausgang. Da Suko mit der kleinen Lampe auf den Weg leuchtete, war die schmale Tür sehr gut zu erkennen, obwohl der Schmutz zusammen mit alten Spinnweben dort eine Schicht hinterlassen hatte.

Vor der Tür blieb Pic stehen und drehte den Kopf. Er grinste verzerrt in das bleiche Licht der Lampe. »Hier müssen wir raus, Bulle.«

»Ja, das sehe ich. Und wohin?«

»Geradeaus.«

»Das ist keine Antwort.«

Pic öffnete die Tür. Suko wusste nicht, wie es unterhalb einer verlassenen Geisterbahn aussah. Er konnte sich vorstellen, dass die Räume als Lager oder Werkstätten genutzt wurden, und er hatte sich nicht getäuscht, denn sie gelangten in ein großes Verlies, in dem noch die alten Maschinen standen. Hier wurde der Strom noch konventionell erzeugt, falls das alles noch funktionierte. Sie durchquerten den Raum und gelangten in einen schmalen Gang.

Pic leuchtete in beide Richtungen.

Zur linken Seite hin stieg der Gang an. Er war schmutzig, seine Wände wurden teilweise durch Bretter und Bohlen abgestützt. Auch an den Decken entdeckte er dicke Balken, die die Masse vor dem Einstürzen bewahrten.

Suko wollte nicht nach links, ihn zog es in die entgegengesetzte Richtung.

Von dort hörte er etwas.

Ein schweres, dumpfes Geräusch, vergleichbar mit einem unheimlich klingenden Pochen.

Wie bei einem Herzschlag.

Plötzlich fror er. Gleichzeitig jedoch wusste er auch, welchen Weg er gehen würde…

***

Träumte ich oder was?

Stand ich in der Realität? War ich weggeschwemmt worden? Ich hatte keine Ahnung, es war alles so anders oder fremd geworden, und ich kam damit nicht zurecht.

Es waren zwei Mittelpunkte. Der eine – Henry St. Clair – stark, der andere – ich – schwach.

Ich konnte mich einfach nicht wehren, das Vergangene, das andere war wie ein Rausch über mich gekommen und hatte mich dabei in den Mittelpunkt gestellt.

Aber all diese Eindrücke wurden übertönt von den wuchtigen Schlägen des Riesenherzens, in dem Kiki Lafitte steckte. Deren Gesicht war von den Qualen gezeichnet, die hinter ihr lagen. Ich war erschienen und hatte für einen Moment Hoffnung gegeben. Nun musste ich feststellen, dass diese Hoffnung vergebens war, und ich hätte mich gern bei Kiki entschuldigt, auch das war nicht möglich, weil ich einfach nicht in der Lage war zu agieren. Ich stand wie angenagelt auf dem Fleck. Etwas anderes hatte kurzerhand die Kontrolle übernommen, wobei ich auch nicht wusste, weshalb es gerade mich erwischt hatte.

Sollte es an meinem Kreuz liegen? An meinem Namen? Gab es da trotz allem noch eine Verbindung, die bis tief hinein in die Vergangenheit reichte, einige hundert Jahre zurück?

Eine Antwort konnte ich nicht geben, ich hing hier einfach fest und bewegte mich nicht.

Aber das Herz.

Es zog sich zusammen, es dehnte sich aus, und mit jedem Schlag veränderte sich auch etwas bei mir. Es erschienen seltsame Bilder, die normale Umgebung verschwamm.

Wie von Geisterhänden geführt, wichen die Wände des Verstecks zur Seite. Sie öffneten sich, als wollten sie einer unheimlichen, fremden Landschaft den nötigen Platz verschaffen, und ich war es, der in diese Landschaft eintauchte, obwohl ich im Prinzip daran nicht beteiligt war. Ich er- und durchlebte keine Zeitreise am eigenen Körper, aber ich sah trotzdem alles, was in diesen vergangenen Jahren mit meinem

»Ahnherrn« Henry St. Clair geschehen und welchen falschen Weg erzum Schluss gegangen war. Ich erlebte seinen Pakt mit Baphomet!

***

Vergangenheit

Henry St. Clair wusste, dass er nicht mehr lange reiten konnte. Sein Pferd war einfach zu schwach, und er hatte es versäumt, ein zweites mitzunehmen.

Es war ein verdammt heißer Tag gewesen. Es hatte St. Clair in den Süden getrieben, wo die Hitze noch schlimmer war, sich unendliche weite Sümpfe ausbreiteten, unzählige Insekten lebten, zusammen mit gefräßigen Raubtieren, und wo die Menschen sich hinzugehen weigerten. Selbst die Einheimischen hielten sich zurück.

Mit Wehmut dachte St. Clair an die Rüstung, die er in seiner Heimat getragen hatte. Hier hatte er auf sie verzichtet, in der drückenden Hitze hätte er sie nicht gebrauchen können. Sie wäre ihm hinderlich gewesen, in ihr hätte er sich kaum bewegen können.

Deshalb trug er nur eine Hose, ein Hemd und einen flachen Hut zum Schutz gegen die Sonne.

St. Clair suchte nach einem Platz, wo er rasten konnte. Er war sehr vorsichtig, sein Schwert hielt er in der rechten Hand. Die Klinge schleifte durch das hohe Gras, und das Tier bewegte sich mit müden Beinen voran. Es hielt den Kopf gesenkt, Schaum stand vor seinem Maul. Bei jedem Atemzug hörte der Reiter ein Rasseln, als wollten die Lungen des Tieres im nächsten Moment auseinander platzen.

Als es durch einen schmalen Bachlauf geplatscht war und in den Vorderläufen einknickte, wusste der Reiter, dass er abspringen musste. Er tat es mit einer geschmeidigen Bewegung. In seiner alten Heimat hatte er zu den besten Reitern gehört und so manches Turnier gewonnen. Neben dem Pferd blieb er stehen, klopfte ihm gegen die rechte Flanke und hatte dabei das Gefühl, als würde es durch diese Berührung schon zusammenbrechen, was nicht eintraf, denn es drehte sich herum und bewegte sich auf den schmalen Bachlauf zu, um zu trinken.

St. Clair ließ das Tier in Ruhe. Er wusste, dass er darauf angewiesen war. Von Schottland aus hatte es ihn begleitet, und auch er sank zu Boden. Erschöpft und ausgelaugt, müde, er brauchte einfach eine Pause. Als er sich zurücklehnte, gaben die weichen Zweige eines mit fremden Blüten bedeckten Busches nach. Automatisch schloss er die Augen. Er musste einfach schlafen, nur befand er sich in einer Lage, die dies unmöglich machte. Zu viel strömte ihm durch den Kopf, aber es waren keine Gedanken, die sich mit der Zukunft beschäftigten, die ja für ihn so ungemein wichtig war, sie glitten zurück in die Vergangenheit, und vieles Erlebte stieg wieder in ihm hoch, wobei es

sich zu einem Block aus Erinnerungen zusammenballte.

Er und seine Leute hatten es geschafft. Sie waren fertig gewesen, als sie das neue Land entdeckten. Die Reise war beendet, sie hatten die Entbehrungen hinter sich. Sie hatten es geschafft, es hatte sie Opfer gekostet. Über dreißig Männer waren gestorben. Skorbut hatte sie dahingerafft, zum Schluss auch der Hunger und der Durst. Sie waren dann dem Meer übergeben worden.

Irgendwann hatten sie dann Land gefunden.

Drei Schiffe konnten ankern.

Vor ihnen breitete sich ein Paradies aus. Es war eine Insel gewesen. Sonne, Hitze, aber auch herrliche Früchte und klares Wasser.

Sie konnten essen und trinken, und sie trafen auf die Inselbewohner, die ihnen freundlich entgegenkamen, sie anstaunten, sich über den Besuch freuten und ihnen Geschenke brachten.

Das alles war der Anfang gewesen, und die positiven Dinge verschwanden aus der Erinnerung des Henry St. Clair. Er übersprang Jahre und sah sich nicht mehr auf der Insel.

Irgendwann waren sie mit einem Schiff weitergesegelt und an die Küste eines riesigen Landes gelangt. Keiner von ihnen hatte etwas über den Kontinent gewusst, aber sie hatten versucht, ihn in Besitz zu nehmen. Sie waren durch Urwälder gelaufen, sie hatten mit der Hitze zu kämpfen gehabt. Eine menschenfeindliche Natur hatte viele von ihnen dahingerafft, doch sie machten weiter.

Immer tiefer drangen sie in das Land ein, sie blieben nicht heimisch, und sie mussten auch erleben, dass sie nicht überall freundlich empfangen wurden.

Es kam zu Kämpfen mit den Menschen, die hier lebten. Sie sahen so seltsam aus, ihre Hautfarbe war dunkel, die Haare schwarz, die Köpfe oftmals kahl rasiert, wobei auf der Mitte nur ein Haarkamm stehen geblieben war.

Sie waren Zeugen schrecklicher Opferungen, zu Ehren fremder Götter, und die Gruppe spürte, wie allein sie war.

Es gab für sie keinen geistigen Halt, denn ihren Glauben an Gott hatten viele von ihnen verloren.

Auch Henry St. Clair, der sich immer wieder an die Zeit in seiner Heimat erinnerte, wo sie, die Templer, gejagt worden waren. Viele waren geflohen, sie hielten sich versteckt, andere aber hatten einen fremden Weg beschritten.

Es gab einen Gott, also musste es auch eine Gegenkraft geben. Den Teufel, einen Teufel, eine Person, aber mit verschiedenen Namen ausgestattet. Einer davon war Baphomet.

Wenn dir Gott nicht hilft, dann der Teufel!

In einer Gewitternacht war Henry St. Clair dieser Gedanke gekommen, und er wollte ihn in die Tat umsetzen. Er kannte sich

nicht gut aus, doch einige der Rituale hatte er noch behalten, und er versuchte, auch seine Getreuen davon zu überzeugen, dass es besser war, wenn sie sich einen neuen Gott suchten.

Es hatte große Auseinandersetzungen gegeben. Es war zu Kämpfen gekommen, denn viele wollten von ihrem Glauben nicht lassen.

Anders Henry St. Clair. Er war davon überzeugt, dass Baphomet der bessere Weg war, und er beschritt ihn deshalb.

Nicht allein.

Fünf weitere Männer hatte er überzeugen können. Einer von ihnen besaß die alten handgeschriebenen Schriften, auf denen die bösen Zauberformeln standen, die gerufen werden mussten, um Baphomet herbeizuholen. Sie versuchten es, sie opferten Menschen, ihr Blut sollte dem Dämon den Weg bahnen, und er hatte sich tatsächlich gezeigt. In einer sehr dunklen Nacht war der Dämon mit den Karfunkelaugen als Geist erschienen. Zwei Hörner wuchsen aus seiner Stirn, und ein weißer Bart umzitterte sein spitzes Kinn. Auf seiner Brust zeichnete sich wie zum Spott ein Templerkreuz ab. Ein besonderes Kreuz, das auch den Namen Fyrfos trug.

Es bestand aus zwei Kreuzen mit entgegengesetzter Flügelrichtung, und der Dämon war stolz darauf, es zu tragen.

Sein Anblick hatte bei vielen Menschen das Entsetzen hochgetrieben, nicht aber bei St. Clair.

Nie zuvor hatte er sich von einer Person so angezogen gefühlt. Als Baphomet erschien, war er wie in Trance auf die Figur zugegangen und hatte sich vor ihr zu Boden gekniet. Er wollte, dass sein Opfer angenommen wurde, aber der Dämon mit den Karfunkelaugen hatte ihn abgewiesen, indem er einfach wieder verschwand.

St. Clair war enttäuscht gewesen. Er hatte sich in seine Hütte zurückgezogen und gegrübelt, was er falsch gemacht hatte. Zu einem Ergebnis war er nicht gekommen, bis zu der Nacht, in der sich Baphomet ihm geöffnet hatte und wieder erschienen war.

Plötzlich hatte er vor ihm gestanden. Zur Hälfte ein reales, zur anderen Hälfte ein fantastisches Gebilde, zu dem eigentlich kein bekannter Begriff passte.

Er war ein Wesen, ein Geist, einfach ein Dämon, und St. Clair hatte auch dessen Macht gespürt. Sie war über ihn gekommen wie eine mächtige Brandung, sie hatte ihn fertiggemacht, und er hatte gespürt, wie der Dämon ihn umfasste.

Er hatte ihn an sich gerissen, ihn weggezogen und den Geist des Menschen mit seiner Botschaft gefüllt.

St. Clair hatte in der Hütte gelegen und die Zeit vergessen. Baphomets Botschaft war wichtiger gewesen, denn nun wusste er genau, was er zu tun hatte.

Er würde ihm dienen.

Er würde alles tun, was er verlangte.
Es würde Blut fließen, aber es warnicht sein Blut, sondern das seiner Feinde, die ihm nicht auf den Weg zu Baphomet folgen wollten.
Sie sollten mit ihrem Leben dafür bezahlen, dass sie noch immer an den alten Zöpfen festhielten.
Es war vorbei.
Die Erscheinung verblasste, aber sie hatte es geschafft, die Saat zu säen.
Noch in derselben Nacht hatte Henry St. Clair seine Getreuen zusammengetrommelt, hatte von der Erscheinung berichtet und erklärt, dass er sich als Prophet ansah.
Seine Aufführungen, seine Gesetze, seine Befehle, alle im Dienste des großen Baphomet, sollten von nun an befolgt werden. Er gab ihnen den Rest der Nacht und einen Tag Bedenkzeit. Wer dann nicht für ihn war, der stand gegen ihn und würde als Konsequenz mit seinem eigenen Blut dafür bezahlen müssen.
St. Clair hatte sich danach wieder zurückgezogen, wohl auch in dem Bewusstsein, gesiegt zu haben.
Er irrte.
Die Menschen hatten ihren Glauben nicht verloren. Sie wollten ihm nicht abschwören, sie sahen sogar in ihm die Wiedergeburt des Teufels, und sie beschäftigten sich mit dem Gedanken, sich nicht auf seine Seite zu stellen, sondern ihn zu hassen.
Er hatte durch Zufall davon erfahren, als ein Mann um seine Hütte herumgeschlichen war.
St. Clair war es gelungen, den Mann zu überwältigen. Er hatte ihn in die Hütte gezerrt und ihm sein Messer gegen die Kehle gedrückt.
Der Mann war noch jung, auf der Überfahrt hatte er noch zu den Heranwachsenden gezählt.
Er redete in seiner wahnsinnigen Angst um sein Leben. Und so erfuhr der Diener des Dämons, dass die anderen vorhatten, ihn zu vernichten. Sie wollten ihm das Herz aus dem Leib reißen, es vergraben und den Körper anschließend dem Scheiterhaufen übergeben.
Mehr hatte St. Clair nicht wissen wollen.
Einmal nur hatte er zugestochen und doch seinen Informanten als Toten zurückgelassen.
Dann war er aus der Hütte geschlichen und zu den Pferden gegangen, die abseits der Hütten standen, umgeben von einem leichten Zaun, aber immer bewacht, wegen der wilden Tiere, die es hier gab.
Auch den Wächter hatte St. Clair erstochen, sich sein Pferd genommen und war geflohen.
Er wusste, wie schwer es für ihn sein würde, in dieser feindlichen Umgebung allein zurechtzukommen, doch er vertraute auf den Dämon Baphomet. Er hatte ihn angenommen, und er würde ihn auch

beschützen, davon ging er einfach aus.

So floh er in die Wälder und in die Sümpfe. Immer allein, nur angewiesen auf sein Pferd und auf sein Geschick im Umgang mit den Waffen. Er hatte nicht weiter töten müssen, denn um die kleinen Ansiedlungen der Einheimischen hatte er einen Bogen geschlagen.

Fünf Tage war er bereits unterwegs, doch das gute Gefühl wollte sich nicht einstellen. Er dachte daran, dass er die anderen nicht abgeschüttelt hatte, obwohl ihm keiner seiner ehemaligen Freunde vor die Augen gekommen war.

Sie waren da, er spürte es. Gleichzeitig zeigte er sich auch enttäuscht, denn sein großes Vorbild Baphomet war ihm wieder nicht erschienen. Er hatte sich zurückgezogen, er wollte nicht zu ihm kommen, er wollte keinen Kontakt mehr haben, alles war wieder so geworden wie früher. Mit einem Unterschied.

Henry St. Clair konnte sich auf keinen anderen Menschen mehr verlassen. In diesem menschenfeindlichen Land war er voll und ganz auf sich allein gestellt.

Seine Gedanken an die Vergangenheit irrten ab. Er fiel in einen unruhigen Schlaf, und es fühlte sich gleichzeitig an, als hätte jemand seinen Körper mit Eisen gefüllt. St. Clair war so matt, dass es ihm nicht einmal gelang, sein Schwert zu halten. Wie von selbst öffnete sich die Faust, die den Griff umschloss, und die Waffe blieb dicht neben ihm im hohen Gras liegen.

So dämmerte er dahin.

Allein, schutzlos und den Strapazen eines unwahrscheinlich langen Ritts Tribut zollend.

Er merkte nicht, wie die Zeit verging, dass der grausam-heiße Ball der Sonne auf dem Weg in den Westen eine andere Farbe annahm.

Dort tauchte er ein, als lägen in dieser Richtung zahlreiche Schatten, die ihn verschlucken wollten.

Es dämmerte.

Zwielicht breitete sich auf seinem Rastplatz aus. Schatten und letztes Tageslicht mischten sich zusammen. Sie gaben der Umgebung ein völlig anderes Gesicht. Bei jedem leichten Windstoß sah es aus, als würden sich die Schatten der Büsche in monströse Gestalten verwandeln, die lautlos über den Boden zuckten.

Nichts davon kriegte der Baphomet-Diener mit. Die Augen waren ihm zugefallen. Er schlief, allerdings unruhig. Vieles war so anders geworden. Seine Seele rebellierte, schreckliche Träume verfolgten ihn. Er sah sich inmitten eines gewaltigen Blutsees, in dem er bis zu den Knien eingetaucht stand, umgeben von zahlreichen Köpfen seiner ehemaligen Freunde.

Dann wieherte sein Pferd.

Diese schrille, die Stille durchbrechende Botschaft drang selbst in das

wie benebelte Hirn des Mannes, sie riss ihn aus seinen tiefen Träumen und aus dem Schlaf, und dieses verdammte Geräusch war wie eine Peitsche gewesen.

Plötzlich war er wach!

Mehr auch nicht. Er konnte nicht reagieren oder sich bewegen. Der Druck des Schlafes saß weiterhin tief in ihm. Als er sich auf seine rechte Hand stützte, sank er im Ellbogen ein. Dabei glitten die gespreizten Finger über den kühlen Schwertgriff.

In diesem Augenblick erwischte es ihn.

Henry St. Clair hörte noch das Sirren, ein ihm ebenfalls bekanntes Geräusch, und plötzlich wuchtete etwas gegen seine rechte Schulter.

Als er mühsam den Kopf drehte, sah er den Pfeilschaft, der aus dem Muskelfleisch hervorragte. Die Spitze war nicht zu sehen, sie steckte tief in ihm.

Der Pfeil gehörte nicht zu dem Bogen eines Einheimischen. Damit schossen seine ehemaligen Freunde.

Henry St. Clair wusste, dass seine Flucht vergebens gewesen war.

Sie hatten ihn gestellt…

***

Es war schon seltsam, aber dieses Wissen ließ ihn nicht schreien oder in Panik verfallen, er blieb dort hocken, wo er auch eingeschlafen war, nur steckte jetzt der Pfeil in seiner Schulter, und er rührte sich auch nicht vom Fleck.

Er spürte gar nichts. Auch seine Gedanken waren plötzlich nicht mehr vorhanden. Eine dumpfe Leere hatte sich in seinem Kopf ausgebreitet, und irgendwo tickte der Herzschlag.

Dann kam der Schmerz.

Das verfluchte Brennen in seiner Schulter und auch in seinem Arm. Dieses Gefühl machte auch vor der Hand nicht Halt. Plötzlich war sie steif, nicht einmal die Finger konnte er krümmen, und er hörte, wie sein Atem über die Lippen pfiff.

Als er den Kopf hob, sah er die letzten Sonnenflecken im Geäst der Bäume schimmern. Er senkte den Kopf wieder und drehte ihn gleichzeitig, weil er auf seine Waffe schauen wollte. Sie war der einzige Gegenstand, mit dem er sich noch verteidigen konnte. Sie lag rechts neben ihm, sehr dicht, er brauchte nur die Hand auszustrecken, die Finger um den Griff zu legen, dann hatte er sie.

Es blieb beim Wunsch.

Er schaffte es nicht. Der Arm war steif geworden. Kein Muskel gehorchte ihm noch.

Der Mann schluchzte auf.

Wut und Zorn durchschossen ihn. St. Clair dachte an seinen mächtigen Helfer Baphomet, doch auch er hatte ihn schmählich im

Stich gelassen. Dafür aber hatten ihn die anderen gefunden, und dieses Wissen machte ihn einfach fertig.

Wie ein gewaltiger Turm breitete sich der Druck auf seinem Kopf aus. Er hatte das Gefühl, die Welt würde über ihm zusammenbrechen und ihn unter sich begraben.

Die Angst ließ ihn würgen. Er spürte Galle im Mund. Der Schmerz wühlte sich weiterhin durch seinen Arm, und genau dort, wo der Pfeil ihn getroffen hatte, sickerte Blut aus der Wunde. Als nasse, klebrige und feuchte Flüssigkeit rann sie an seinem Arm entlang nach unten und tränkte das schweißbedeckte Hemd.

Es war aus.

St. Clair wusste es. Er stöhnte seine Wut hinaus, doch er gab nicht auf. Wenn er schon sterben sollte, dann wollte er sich bis zum letzten Blutstropfen verteidigen, und dafür brauchte er sein Schwert.

Trotz aller Schmerzen und Mühen brachte er seine Hand dichter an den Griff heran. Er berührte ihn bereits mit den Fingerspitzen, als ihm einfiel, dass er die schwere Waffe wohl kaum würde anheben können. Nein, das war nicht möglich, da benötigte er schon die linke Hand. Also musste er sich zur Seite drehen. Ob ihm das gelang, war fraglich.

Der einst so mächtige und jetzt völlig auf sich allein gestellte Henry St. Clair kam nicht mehr dazu. Die klopfenden Geräusche, die er hörte und das freudige Wiehern seines Pferdes, sagten ihm genug.

Sein Tier begrüßte die anderen, seine Häscher waren nah, und plötzlich bewegten sich die Büsche am Rand seines kleinen Rastplatzes.

Sie brachen auf, Lücken entstanden, die Pferde erschienen ihm wie grausame und mächtige Boten aus einer anderen Welt, und sie näherten sich ihm im Schritt.

Auch sie waren erschöpft, ließen die Köpfe hängen. Auf ihren Rücken hockten seine Häscher. Er wollte sie zählen, das schaffte er nicht. St. Clair wusste nur, dass es zu viele waren. Gegen sie kam er nicht an.

Sie ritten näher.

Einen Halbkreis bildeten sie und hielten die erschöpften Tiere dann an.

Sie stiegen aus den Sätteln.

Mit der gesunden Hand wischte St. Clair über seine Augen. Der Schweiß war ihm hineingedrungen. Er brannte, aber der Schleier war nach wie vor vorhanden, den kriegte er nicht weg.

Seine ehemaligen Freunde sah er als schwache, gespenstische Gestalten, die sich ständig bewegten, von einer Seite zur anderen glitten und ihn wie eine Mauer umstanden.

Sie waren Henker und Richter zugleich.

Auch der letzte hatte sich jetzt vom Rücken des Pferdes geschwungen. Er blieb für einen Moment neben seinem Tier stehen,

das die Schnauze an der Schulter des Mannes rieb.
Einer kam vor.
Es war Rodney Turon. St. Clair kannte ihn gut, denn dieser Rodney war so etwas wie sein Stellvertreter gewesen und hatte schon ein paar Mal versucht, Macht und Führung an sich zu reißen. Im Endeffekt hatte sich St. Clair immer als der Stärkere erwiesen, was nun nicht mehr der Fall war, denn Rodney Turon hielt alle Trümpfe in seiner Hand.
Wie St. Clair trug auch er einen Bart, aber er sah wilder und verwegener aus, beinahe wie ein Pirat. Sein Haar wuchs bis auf die Schultern, von seinem Gesicht war kaum etwas zu sehen, und nur seine Augen funkelten siegessicher.
Von diesem Mann hatte St. Clair keine Gnade zu erwarten. Er wusste, dass Turon bibeltreu war. Er befolgte jedes Gesetz, so weit es ihm möglich war.
Vor dem Verletzten blieb er stehen, beide Fäuste in seine Hüften gestützt. Er war jetzt der König, der große Triumphator. Er hatte gewonnen, gesiegt, und er war so gottesfürchtig, dass er den Teufel zutiefst hasste.
Turon streckte die Arme aus. Der dicke Finger zeigte auf den Verletzten. »Mörder!«, schallte es an St. Clairs Ohren. »Du verfluchter Mörder! Du hast das Blut eines der unserigen vergossen. Das werde ich nicht dulden. Das wird die Strafe Gottes nach sich ziehen – und nicht erst am Jüngsten Gericht. Einst war ich wie Aaron, jetzt bin ich Moses, und ich werde über dich richten, verfluchter Mörder.«
Henry St. Clair grinste nur. Er wollte den anderen nicht auslachen und ihn noch wütender machen, aber die Schmerzen zwangen ihn dazu. Die Wunde in seinem rechten Arm hatte sich wesentlich verschlimmert. Der Schulterbogen war aufgequollen und grünlich blau angelaufen. In der Wunde pochte es, als würden die Schnäbel verschiedener Hähne dort hineinhacken.
St. Clair leckte über seine Lippen. Trotz der Schwüle waren sie rau und rissig. Er schmeckte Blut und spürte gleichzeitig den Drang, Rodney Turon zu antworten.
»Ja, ich habe die beiden getötet. Aber ihr werdet mich nicht dafür bestrafen können, denn es gibt jemand, der mächtiger ist als ihr. Ich stehe unter seinem Schutz!«
»Ein Dämon?«
»Ja!«
»Du willst doch nicht damit sagen, dass ein Dämon mächtiger sein soll als der Herrgott?«
»Ich weiß es!«
»Nichts weißt du, gar nichts. Doch«, berichtigte er sich noch in derselben Sekunde. »Du weißt wahrscheinlich, dass du sterben wirst.

Und dies auf eine besondere Art und Weise. Wir werden dir das Herz aus dem Leibe reißen und es hier an dieser Stelle begraben. Es soll in unheiliger Erde liegen, weit weg von der Heimat, und wir werden deinen verdammten Körper verbrennen. Du hast dich der Hölle verschrieben, du bist den falschen Weg gegangen, und dafür wirst du mit deinem Leben büßen. Hast du gehört?«

»Das habe ich!«

»Dann bereite dich auf deine Strafe vor.« Turon drehte sich um. Er wandte dem Verletzten den Rücken zu, wohl wissend, dass ihm St.

Clair nicht mehr gefährlich werden konnte.

Rodney Turon baute sich vor seinen Männern auf. Auch sie waren erschöpft gewesen, doch nun, am Ziel ihrer Menschenjagd, spürten sie, dass sich alles zum Besseren wenden würde, denn sie hatten einen Erfolg gehabt, und nur das zählte.

Jeden einzelnen blickte Turon an. Er brauchte die Frage nicht zu stellen, sie war in seinen Augen abzulesen, und jeder, den er anblickte, nickte.

Sie waren bereit.

Niemand stand gegen ihn.

Sie würden ihm helfen.

Turon atmete tief durch. »Wie Moses einstens das Volk Israel aus der Gefangenschaft führte, so bin auch ich jetzt eurer Führer in der Fremde. Und wie damals, als das Volk sich seine eigenen Gesetze machte, so werden auch wir unsere Gesetze haben und dafür sorgen, dass derjenige von uns bestraft wird, der sich der Hölle verschrieben hat. Wir werden nie mehr zurück in die Heimat finden. Wir werden in diesem fremden Land bleiben, uns wohl auch vermehren, aber wir werden unseren Herrgott niemals vergessen. Wir werden nach den Regeln leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wer dem Teufel dient, hat sein Leben verwirkt.«

Niemand klatschte Beifall, doch jeder Angesprochene war einverstanden. Er bewies dies durch sein Nicken.

Rodney Turon war zufrieden. »Ich weiß, dass eine schwere Aufgabe vor mir liegt, meine Freunde. Ich bin euer Anführer. Ich habe Rechte und auch Pflichten. Ich bin entschlossen, beides wahrzunehmen, in diesem Fall beginne ich mit den Pflichten. Ich werde es sein, der die gerechte Strafe verteilt. Ich werde ihm das Herz aus dem Körper treiben, den zweiten Ursprung des Bösen. Seine Seele bekomme ich nicht, aber wer mit der Seele bei Satan ist, der ist es auch mit dem Herzen. Die Seele ist göttlich, das Herz nicht. Also werde ich es tun.«

»Ja«, sagte ein alter Mann, der sich an seinem Pferd abstützen musste. Der zweite Tote war sein Sohn gewesen. »Tu es, Rodney. Wenn du es nicht getan hättest, dann wäre ich hingegangen und hätte das Messer genommen. Verstehst du?«

»Danke, mein Freund.«
Rodney Turon drehte sich wieder um. Auch sein rechter Arm bewegte sich dabei. Die Hand fand das Ziel an der linken Körperseite, denn dort steckte die Waffe.
Es war ein breites Messer. Der Holzgriff schaute aus der Scheide hervor. Jeder kannte die Waffe. Damit hatte Rodney Turon oft Tiere erlegt, somit für den Nachschub gesorgt.
Er ging auf den Verletzten zu.
Henry St. Clair hatte jedes Wort gehört, und er wusste, wie gering seine Chancen waren. Dennoch gab er sich gelassen, redete nicht, sondern schaute dem Bärtigen von unten her schräg in das Gesicht.
»Ich wünsche dir die Pest an den Hals, Turon!«
Rodney nickte. »Das kann ich sogar verstehen, nur wird dein Wunsch wohl so schnell nicht in Erfüllung gehen. Aber ich werde dir etwas sagen. Es macht mir keinen Spaß, dich so zu bestrafen, aber ich denke auch, dass du dem Dämon nicht abschwören wirst.«
»So ist es.«
»Und deshalb muss ich es tun. Ich werde dich auch nicht niederschlagen, denn ich gehe nach den alten Regeln vor. Dein Blut wird das andere Blut der Unschuldigen sühnen. Es ist vergossen worden, und ich hasse es, dass es so gekommen ist, aber es gibt keinen anderen Weg, um das Böse zu vertreiben.«
St. Clair musste einfach lachen. Es drang als meckerndes Geräusch aus seinem Mund. »Du wirst dich wundern, Turon, sehr wundern sogar. Glaube nur nicht, dass dir alles gelingen wird. Du hast die Kräfte der Hölle unterschätzt. Sie sind sehr mächtig, und sie werden den Gegenpol zu deinem Gott bilden. Ich bin davon überzeugt, dass sie mich schützen, nicht dich. Du kannst dich nicht auf sie verlassen, aber ich kann, das verspreche ich dir. Der Teufel ist eine Macht, Satan ist die Hölle, die Hölle ist Satan oder Baphomet. Sein Geist wird mich beschützen, er wird mich rächen, irgendwann einmal. Und dann wird sein Geist über eure Nachfolger kommen, über eure Generationen. Denke an sie und überlege es dir gut, Rodney Turon.«
Der bärtige Mann, der wie ein Prophet aus vorbiblischer Zeit wirkte, schüttelte den Kopf. Sein Hass war wie eine Peitsche, die ihn vorantrieb, und er mischte sich bei ihm mit der biblischen Gerechtigkeit. Er hielt den Arm erhoben und das Messer so, dass die Klinge schräg nach unten wies. Dabei zeigte die Spitze auf den Körper des halb Liegenden.
»Dein Herz!«, forderte Turon.
»Ja!«, brüllte Henry St. Clair. »Nimm es dir. Schneide es mir aus dem Körper, aber ich sage dir noch einmal, das es euch nichts bringen wird. Ich bin stärker…«
Turon ließ sich nicht abbringen. Er bückte sich. Es sah schwerfällig

aus, weil seine Bewegungen einfach zu langsam waren. Nie zuvor hatte er so etwas getan. Er musste sich überwinden und er betete dabei.

St. Clair starrte ihn an. Sein Gesicht war zu einer Fratze verzerrt.

Aus den Augen strahlte ihm das Böse entgegen, ein Zeichen, dass der mächtige Dämon bereits von ihm Besitz ergriffen hatte. Er zeigte keine Angst, nur Wut und Hass auf alles, was gut war und dem Menschen diente.

Rodney Turon fiel auf die Knie. Er drückte das Gras platt, er funkelte den Verletzten an, der ihm einfach ins Gesicht lachte und sich diebisch auf sein Ende zu freuen schien.

»Baphomet«, flüsterte er, »merke dir den Namen gut. Es ist Baphomet, der Gott der Templer, der…«

»Neiiin!« Turon schrie in die blasphemischen Worte des anderen hinein und überwand die letzte Hemmschwelle.

Er wuchtete den Körper vor.

Das Messer machte die Bewegung mit.

Dann stieß er wuchtig zu und störte sich auch nicht an dem Blutschwall, der ihn traf.

Das Lachen des Henry St. Clair riss ab.

Ein letztes Zucken noch, dann lag der Körper still, und Rodney Turon richtete sich wieder auf. Noch kniend drehte er sich zu seinen Freunden um, die wie Statuen im Hintergrund standen und sich nicht rührten. Niemand wagte es, durch Worte die Stille zu stören, und so blieb es Turon überlassen, die nächsten Worte zu sprechen.

»Bringen wir es hinter uns, Freunde…«

***

Auch in der folgenden Zeit hatten die Männer kaum miteinander gesprochen. Das Versprechen war eingelöst worden, sie hatten das Herz dem Körper entnommen und die Hülle den Flammen übergeben.

Jetzt war das Feuer niedergebrannt. Nur mehr kalter Rauch wehte über die Lichtung und gegen ihre Gesichter, die einen leichten Film aus Ruß aufwiesen.

Keiner von ihnen konnte sich freuen. Sie alle hofften nur, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben und dass ihnen der Herrgott diese Tat vergeben hatte.

Sie hatten ein sehr tiefes Loch gegraben und das Herz auf dessen Grund verscharrt. Zuvor aber hatten sie es in ein Tongefäß gelegt.

Kein Kreuz, kein Grabstein, nichts zierte die Stelle, wo das Böse unter der Erde lag. Schweigend hatten die Männer das Grab zugeschaufelt und anschließend den Körper dem Feuer übergeben. Es war mittlerweile dunkel geworden. Eine schwere, tiefe und graue Finsternis hatte sich über diesen kleinen Teil der Welt ausgebreitet

und die Männer zu schattenhaften Gestalten werden lassen, die sich nur langsam bewegten.

Sie redeten nur das Nötigste. Ein jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, und es war niemand da, der hätte behaupten können, dass alles so richtig gewesen war.

Rodney Turon sagte ebenfalls kein Wort. Er war der Anführer, Rächer und Täter zugleich. Er hatte sich etwas abseits hingesetzt, und die Schatten der ruhig stehenden und weidenden Pferde fielen über ihn. Sein Blick war ins Leere gerichtet, die Hände lagen wie zum Gebet gefaltet in seinem Schoß, und die Augen sahen aus, als gäbe es kein Leben mehr in ihnen. Sie blickten ins Leere.

Im Innern jedoch fühlte sich Turon aufgewühlt. Auch er fragte sich immer wieder, ob er richtig gehandelt hatte. Die alten Gesetze, die er kannte, hatte er anwenden müssen.

Nimm ihm das Herz, und du wirst das Böse besiegen – so hatte er oft genug gelesen.

Aber reichte das tatsächlich?

Er wusste es nicht genau, er würde abwarten müssen, was die nächste Zeit brachte.

Er wartete.

Seine Freunde kümmerten sich um das Feuer. Mit Stöcken schlugen sie in die noch heiße Asche und verteilten sie so, dass sie sich auch abkühlen konnte.

Der Geruch klebte in ihrer Kleidung fest, Turon spürte ihn auf der Zunge, er hatte den Eindruck, als hätte der Körper, als er verbrannte, besondere Gase ausgeströmt, die noch stärker waren als der beißende Rauchgestank. Vielleicht war es ein Gruß aus der Hölle gewesen, vielleicht auch nicht. Sie wussten nicht Bescheid, aber es stand fest, dass sie so schnell wie möglich diesen unheimlichen Ort verlassen wollten. Hier lebte das Böse, hier würde es möglicherweise auch überleben, aber das konnte niemand so genau sagen. Wenn das allerdings eintrat, würde dieser Ort für alle Zeiten ein Platz des Teufels sein.

Der alte Mann, der seinen Sohn durch einen feigen Mord verloren hatte, trat zu ihm. Er hieß Jesse, nickte zweimal und nahm Turon gegenüber Platz. Dann streckte er die Beine aus. Die alten Gelenke knackten dabei. In seinen Augen schimmerte es feucht. Es waren Tränen, die er im Nachhinein noch wegen seines Sohnes vergoss.

»Ich fühle mich nicht einmal besser, Rodney«, sagte er.

Turon ließ sich Zeit mit der Antwort. Er knickte einige Grashalme ab, warf sie fort und legte die Hände aufeinander. »Das glaube ich dir, auch ich fühle mich schlecht, aber in mir steckt nicht das Gefühl, ein Mörder zu sein.«

»Tatsächlich nicht?«

»Nein.«
»Was bist du dann?«
»Ich habe dem Bösen eine Niederlage zugefügt. Ich konnte Henry St. Clair nicht mehr als Menschen betrachten. Erinnere dich an die düsteren Reden, die er gehalten hat. Er hat uns bekehren wollen, doch es ist die falsche Richtung gewesen. Er konnte es nicht lassen, er steckte bereits zu tief im Schlamm. Es ist schlimm, das weiß ich genau, aber können wir es ändern? Haben wir nicht tun müssen, was getanwerden musste? Sind wir nicht nach den alten Gesetzen vorgegangen, frage ich dich?«
»Ja, das stimmt.«
»Und genau deshalb sollten wir auch kein schlechtes Gewissen haben, mein Freund.«
Jesse lächelte traurig. »Sieger fühlen sich anders«, sagte er leise.
»Das stimmt. Auch das Volk Israel wird sich nicht immer gut gefühlt haben, als Moses es aus Ägypten führte. Das Böse war immer dabei. Als er auf dem Heiligen Berg war, da tanzten sie um das goldene Kalb. Für mich ist dies das Sinnbild überhaupt. Ja, das Gleichnis von Gut und Böse, mein alter Freund. So lange die Welt bestehen wird, ändert sich nichts. Es wird immer wieder das goldene Kalb geben, um das sich die Menschen scharen, aber wir können im Kleinen etwas dagegen tun. Es ist unsere Pflicht gewesen. Keiner von uns weiß, was noch folgen wird und ob Baphomets Kraft ausreicht, um trotz allem zu überleben. Wir haben das Herz begraben, und nicht nur ich frage mich, was mit der Seele geschehen ist. Wie weit ist sie schon von den Mächten des Bösen beeinflusst worden? Kannst du mir eine Antwort geben, Jesse?«
»Nein, das kann ich nicht.«
»Eben, ich kann es auch nicht. Deshalb sollten wir uns nicht mehr die Köpfe zerbrechen und alles so hinnehmen, wie es sich entwickelt hat.« Turon wechselte den Gesprächsstoff. »Wie weit sind die anderen?«
»So gut wie fertig.«
»Dann lasst uns diesen unheiligen Flecken Erde verlassen. Er ist verflucht, wahrscheinlich wird er für alle Zeiten von bestimmten Menschen gemieden werden, denn sie wissen um das Böse. Ich aber habe noch eine große Aufgabe vor mir.« Rodney nickte vor sich hin, ohne darauf einzugehen, was er damit meinte.
Er hatte den alten Jesse neugierig gemacht, und dieser fragte ihn:
»Was willst du noch erreichen?«
»Irgendwann werde ich sterben«, erklärte der Mann versonnen.
»Das müssen wir alle.«
»Ja, es stimmt, mein Freund. Du hast völlig Recht. Aber wenn ich sterbe, möchte ich etwas hinterlassen haben. Ich werde alles aufschreiben, was wir erlebt haben. Ich möchte die Nachwelt auch vor

diesem Ort warnen. Niemand soll ihn betreten, denn ich will nicht, dass er in den Mahlstrom Baphomets hineingerät.«

Jesse musste sich räuspern. »Ich denke da etwas anders. Ich glaube nicht, dass etwas überleben wird. Das Herz tief in der Erde wird verwesen, niemand wird mehr daran denken und…«

Rodney Turon hob die Hand. »Nein, nein, da irrst du dich. Der Geist und die Macht Baphomets sind schon tief in Henry St. Clair eingedrungen. Er war von ihm durchseucht, und er wird auch das Herz des Mannes in seinen Besitz gebracht haben.«

»Dann wird es nicht verwesen?«

»Wie kommst du darauf?«

Jesse lächelte etwas bitter. »Ich habe es deinen Worten entnehmen können.«

Rodney Turon schaute gegen den dunklen Himmel, als könnte er dort die Antwort ablesen. »Ich weiß es nicht, ich weiß gar nichts mehr. Ich muss erst Zeit haben, um nachzudenken, dann aber werde ich alles aufschreiben. Irgendwann wird ein Mensch diese Schriften einmal entdecken und hoffentlich die Lehren daraus ziehen.«

»Kommt es dabei nicht auf den Menschen an?«

»Leider«, murmelte Rodney leiser. »Schon jetzt können wir uns wünschen, dass es der Richtige entdeckt. Geraten die Schriften in die falschen Hände, kann es wieder zu grauenvollen Taten kommen. Dann wird der Geist Baphomets erneut zuschlagen und keinem eine Chance lassen. Genau davor habe ich große Angst.«

Jesse schwieg. Auch Rodney Turon, redete nicht. Es war genug gesagt worden. Aus dem Hintergrund hörten sie das Gemurmel der Stimmen. Die Freunde wurden allmählich unruhig. Keiner dachte daran, an diesem unheiligen Ort eine Nacht zu verbringen.

Rodney stand als Erster auf. Er streckte dem alten Jesse die Hand entgegen und zog auch ihn hoch. »Bevor du gehst, Rodney, lass dir gesagt sein, dass es mir jetzt besser geht. Erst in diesem Augenblick habe ich die schlimme Trauer um den Verlust meines Sohnes überwunden. Ich weiß, dass ich bald sterben werde, aber ich weiß auch, dass mich mein Sohn an der Pforte des Himmels erwartet und mir seine Hände entgegenstrecken wird. Anschließend werden wir gemeinsam auf die Erde niederschauen und uns den Lauf der Welt anschauen.«

Turon lächelte. »Ja, mein Freund, es ist gut, dass du so denkst. Lass uns zu den Freunden gehen, sie werden schon auf uns warten.«

Da hatte sich der Mann nicht geirrt. Niemand wollte länger bleiben, und ein jeder war froh, als Turon den baldigen Aufbruch ankündigte. Die Pferde hatten sich ausruhen können, getrunken und gefressen. Sie würden wieder einige Stunden laufen können, bis für den Rest der Nacht irgendwo ein Lager aufgeschlagen wurde.

Sie verließen den Ort der Finsternis. Als Letzte in der Reiterkette ritt Rodney Turon. Er hielt sein Pferd noch einmal an, drehte sich auf der Decke und schaute zurück.

Es roch noch nach Rauch, er sah die geschwärzte Stelle, wo der Körper verbrannt war. Genau dort, wo sie das Herz tief in der Erde versteckt hatten, war der Boden noch aufgewühlt. Das würde niemandem auffallen. Sehr bald schon würde die Natur es zugedeckt haben.

Es war still, sehr still – oder…?

Plötzlich schrak der einsame Mann zusammen. Er hatte etwas gehört, und es war nur an seine Ohren gedrungen.

Ein unheimlich klingendes Geräusch, sogar mit einem dumpfen, wummernden Echo verbunden.

Poch… poch … poch … Was war das?

Rodney Turon war irritiert. Er spürte Kälte in sich und eine Gänsehaut auf seinem Rücken.

Das war nicht normal. Das Geräusch, das…

Es blieb.

Rodney Turon zitterte. Plötzlich hatte er herausgefunden, was es bedeutete.

So schlug ein Herz.

Aber nicht sein Herz, sondern das eines Toten!

Heftig zog er das Tier um die Hand, rammte die Hacken in die Flanken und sprengte hinter den anderen her. Weg, nur weg von diesem Ort des Teufels. Und nie mehr zurückkehren…

***

Gegenwart

Ich war wieder voll da, und ich kam mir vor, als wäre ich aus einem erfrischenden Schlaf erwacht. Gleichzeitig fühlte ich mich wie in einer Sauna stehend, und die Kleidung klebte am Körper, an dem es keinen trockenen Fleck mehr gab.

Ein Fluch riss mich gänzlich zurück in die Gegenwart. Mein Gefangener hatte ihn ausgestoßen. Der Mann mit dem Pferdeschwanz hockte am Boden und stierte mich an.

»Was ist los, Bulle? Überrascht?«

»Seien Sie ruhig!«

Er spie aus. »Du wirst noch verlieren, du Hund, keine Sorge. Man wird dich noch einmachen, und aus dieser Lage kommst du nicht mehr heraus, das schwöre ich dir.«

Zum Glück war er ruhig. So konnte ich über das nachdenken, was mir widerfahren war.

Für mich hatte die normale Zeit einen Riss bekommen. Die Vergangenheit war plötzlich da gewesen. Sie hatte sich mir wie auf

dem Präsentierteller gezeigt. In meinem Hirn hatte ich all das mitbekommen, was vor Hunderten von Jahren genau passiert war. Und ich dachte jetzt daran, dass wir die Stelle gefunden hatten, wo das Herz vergraben worden war. Nur hatte es dort nicht mehr gelegen. Eine andere Gruppe war schneller gewesen. Eine Gruppe, die zu den Jüngern des Hexers Aleister Crowley zählte, dieses bösen Menschen, der unter anderem auch in dieser Gegend einmal gelebt hatte.

Crowley hatte Bescheid gewusst. Er war es dann gewesen, der die Aufzeichnungen Rodney Turon gefunden und die richtigen Schlüsse daraus gezogen hatte.

Ein Herz, das über Jahrhunderte in der Erde gelegen hatte, hätte nicht mehr existieren dürfen.

Hier aber existierte es, und damit waren die normalen Gesetze auf den Kopf gestellt worden. Jetzt regierte die reine Magie, angetrieben von einem Motor namens Baphomet, den sich Aleister Crowley zu Eigen gemacht hatte.

Ich schluckte und schaute wieder direkt gegen dieses düstere, zuckende und pochende Etwas, das so riesig geworden war und den Körper einer jungen Frau umschlossen hielt.

Sollte ich es hassen? Oder sollte ich ihm dankbar sein, weil seine Existenz für einen freien Blick in die Vergangenheit gesorgt hatte?

Eine andere Erklärung wusste ich nicht. Das Herz hatte sich mir gegenüber geöffnet.

Und Baphomet hatte sein Versprechen meinem Ahnherrn gegenüber gehalten. Wenn auch auf eine andere Art und Weise, als er sich dies vorgestellt hatte.

Ich schaute hin.

Es zuckte und schlug. Es pulste, und in seinem Innern bewegten sich Blutsäfte. Sie waren rot, sie schmatzten, tief in ihm vergraben arbeitete eine gewaltige Pumpe, angetrieben durch eine furchtbare Magie.

An das Pochen hätte ich mich eigentlich gewöhnen müssen. Ich hatte es nicht. Jeder Schlag kam mir vor, als hätte er mich selbst erwischt. Auch die gesamte Umgebung gefiel mir nicht. Sie war einfach zu schaurig, aber dennoch passend, denn das sich verteilende Licht der Fackeln ließ nichts aus. Zudem war mein Kopf wieder frei von den Szenen der Vergangenheit. Jeden Schlag bekam ich als Dröhnen mit, als sollte mir der Schädel malträtiert werden.

Kiki Lafitte hatte ihren Kopf noch so drehen können, um in meine Richtung zu schauen. Sie stierte mich an, in ihren Blicken lag das Flehen um Hilfe. Das alles sah ich und zögerte trotzdem, aber nicht, weil mich der Mann mit dem Pferdeschwanz auslachte und mir mit zischenden Worten klarmachen wollte, dass ich keine Chance hatte, das Herz zu zerstören. »Es ist einfach zu mächtig, Bulle, und es hat die

Kleine in seinen Besitz genommen. Es wird sie nie, nie mehr loslassen, wenn du verstehst, was ich meine.«

Ich hätte hingehen und es trotzdem versuchen können. Da war irgendetwas, was mich davon abhielt. Ich konnte den Grund nicht benennen. Er war tief in meinem Innern vergraben und sogar im Innern der Brust, als befände sich dort mein Gehirn, das mir eine Warnung zukommen ließ.

Noch nicht… noch nicht …

Immer wieder hörte ich diese Warnung. Sie peitschte mich voran, sie hielt mich gleichzeitig zurück, und in mir fand ein ewiges Wechselspiel statt. Was war das nur?

Ich drehte mich um.

Es war nichts zu sehen, dennoch hatte ich den Eindruck, als würde sich etwas nähern.

Was schlich denn heran und wurde nicht gesehen? War es eine Gefahr, war es das Böse, war es…?

Meine Gedanken brachen ab.

Was sich bisher nicht gerührt hatte, geschah nun. Urplötzlich meldete sich das Kreuz.

Nicht so wie sonst. Es war keine Wärme, die von ihm abstrahlte, sondern ein Blitzstrahl, heiß und gleichzeitig wie mit einem scharfen Messer geführt, dessen Klinge tief in meine Brust drang und auch das Herz nicht verschonte.

Der Schmerz war so stark, dass er mich beinahe betäubt hätte. Vor meinen Augen drehte sich die sichtbare Welt. Ich sackte nach vorn, fing mich wieder, riss meinen Oberkörper hoch und hörte das Lachen meines Gefangenen, der sich über meine Reaktionen freute.

»Jetzt wirst du vernichtet, du Hund!«

Ich achtete nicht auf ihn.

Ein zweiter Schmerz durchfuhr meine Brust, kaum dass ich mich von dem ersten erholt hatte. Sternförmig wischte und blitzte er um mein Herz herum als Zentrum. Er breitete sich aus, bis er meine Rippen erreicht hatte und setzte sich dort fest.

Ich stöhnte. Mit unsicheren Bewegungen taumelte ich zurück. Die Wand stoppte mich.

Ich blieb stehen, den Mund weit aufgerissen und die schlechte Luft keuchend einatmend.

Das Kreuz hatte mich in diese Lage gebracht. Ausgerechnet das Kreuz, das bisher immer mein größter Freund und Helfer gewesen war. Es hatte für diesen barbarischen Schmerz gesorgt, und ich kam damit überhaupt nicht zurecht.

Es war ja nicht nur das körperliche Leiden, das seelische kam noch hinzu. Ich begriff einfach nicht, dass dieses Kreuz die Seiten gewechselt hatte.

Warum war es zu einem Feind geworden? Denn nur Feinde sorgen für Schmerzen.

Noch stand ich an der Wand, stützte mich ab und hatte die Arme ausgebreitet, um noch mehr Halt zu bekommen. Das half auch nichts, die Marter blieb, wenn auch nicht so stark, bis zu dem dritten Schlag, der mich erwischte.

Diesmal schrie ich.

Death, der Gefangene, lachte. Im Gegensatz zu mir hatte er seinen Spaß. Ich aber wurde so stark erwischt, dass ich die Umgebung nicht mehr wahrnehmen konnte. Für mich sah das Bild so aus, als hätten die Fackelflammen das Herz überschwemmt und waren nun dabei, es vollständig zu zerschmelzen.

Der letzte Schlag war der schlimmste gewesen. Ein Dutzend Messerspitzen zugleich hatten sich in meinen Körper gebohrt und bewegten sich darin im Uhrzeigersinn. Sie wühlten, sie drangen tiefer, sie wollten töten und vernichten, mir das Leben nehmen, so dass eigentlich aus zahlreichen kleinen Wunden das Blut in meine Kleidung hätte rinnen müssen, doch es war rein imaginäres Blut, das da strömte. Alles nur Einbildung, aber immerhin so stark, dass diese mich bis an den Rand der totalen Erschöpfung brachte.

Trotz der Wand hinter mir konnte ich mich nicht länger auf den Beinen halten.

Und Death drehte seinen Kopf, als er zusah, wie ich langsam in die Knie sackte, mich dagegen wehrte und mich wieder in die Höhe »schaufeln« wollte.

Es gelang mir nicht.

Ich fiel.

Mit dem Rücken rutschte ich an der Wand entlang. Den Mund hatte ich weit aufgerissen. Jeder Atemzug glich einem verzweifelten Saugen und wurde auch von Stöhngeräuschen begleitet.

Dann saß ich, blieb nicht still, sondern zuckte unter einem gewaltigen Schüttelfrost, der mich von den Füßen bis hin zum Kopf durchströmte. Er war blitzschnell über mich gekommen, einen besonderen Grund hatte ich nicht erlebt. Auf einmal war ich zu Eis geworden.

Zumindest hatte sich ein dünner Panzer über meine Haut gelegt.

Zur Mitte des Körpers hin verdichtete er sich, er lief auf ein Zentrum zu.

Dort hing mein Kreuz!

Die Ursache, das Zentrum meiner Schmerzen und gleichzeitig auch das Böse?

Ich wollte es nicht glauben. Das konnte einfach nicht wahr sein.

Das war der reinste Irrsinn. Wieso sollte sich ausgerechnet mein Kreuz gegen mich stellen?

Innerhalb kürzester Zeit hatte es sich gedreht und war zu einem Feind geworden.

Nach dem dritten Angriff war kein vierter erfolgt. Ich fand wieder zurück zu mir selbst, konnte auch wieder durchatmen und hörte abermals das wummernde Pochen des Riesenherzens. Dazwischen das laute Keuchen der gefangenen Kiki Lafitte, die ihren Mund bewegte und dabei versuchte, mir etwas zu sagen.

Sie schaffte es nicht. Ihr fehlte die Luft, und sie war einfach zu schwach.

Kiki gab mir mit dem Kopf und auch mit den Augen Zeichen. Damit nickte sie und meinte damit meine Brust, wo auf ihr ein bestimmtes, noch verdecktes Ziel lag.

Eben das Kreuz.

Sie hätte mir nichts zu sagen brauchen, denn ich wusste auch so Bescheid.

Es musste weg. Ich durfte es nicht behalten. Einen weiteren Schlag würde ich kaum verkraften. Plötzlich drang in mir die Furcht hoch.

Ja, ich fürchtete mich davor, dass mein Kreuz zueiner Mordwaffe mir gegenüber werden konnte.

Wenn ich es abnahm und zur Seite legte, war ich ohne Schutz. Das wiederum stand auch fest.

Was also tun?

Kiki Lafitte nickte wieder.

Und diesmal handelte ich, denn ich hatte auch die Panik in ihren Augen gesehen. Sie wollte mir klar machen, dass es für mich die allerhöchste Zeit wurde, und es kam mir unendlich mühsam vor, als ich meine Arme hob und nach der Kette fasste, die um meinen Hals hing. Wenn ich an ihr zog, konnte ich auch das Kreuz über meine Brust in Richtung Halsausschnitt rutschen lassen.

Zweimal rutschte mir die Kette von den schweißfeuchten Fingerspitzen. Beim dritten Nachfassen hatte ich es dann geschafft. Ich merkte, wie es an meiner ebenfalls schweißnassen Brust in die Höhe glitt und allmählich dem Kinn entgegenwanderte.

Dann endlich konnte ich die Kette über den Kopf streifen. Arme und Finger zitterten dabei. Dieser kleine Vorgang glich schon einer Tortur, was auch daran liegen mochte, dass mich mein Kreuz so enttäuscht hatte. Ich war praktisch vom Himmel in die Hölle hinabgerutscht, atmete nicht einmal auf, als es frei auf meiner linken Handfläche lag. Das Silber gab einen matten Glanz ab, der sich mit dem unruhigen Widerschein des Feuers vermischte.

Die Haut auf der Handfläche war schweißnass. Deshalb wirkte das Kreuz so, als würde es in einem kleinen See liegen. Die Kette hing noch am Rand der Hand herab, ich umfasste sie und dann schleuderte ich das Kreuz so heftig zur Seite, als würde ich mich davor ekeln. Ich

schaute ihm nach, wie es durch die Luft torkelte, sich dabei einige Male überschlug, bevor es mit einem satten Laut auf den Boden prallte.

Dort blieb es liegen, zwischen mir und dem Riesenherzen. Dort blieb es auch liegen und rührte sich nicht.

Ich war es los, ein dritter Angriff würde mich nicht mehr direkt erwischen. Aber hatte ich auch das Richtige getan? So genau wusste ich es nicht, war und blieb skeptisch und beobachtete es mit schiefen Blicken.

Als ich Kiki Lafitte, meiner Verbündeten und Leidensgenossin, einen Blick zuwarf, da reagierte sie, denn ich sah ihr Nicken. Sie war mit meiner Handlung einverstanden.

Gut so…

Doch wie ging es weiter?

Ich ließ das Kreuz nicht aus den Augen. Es tat sich an ihm nichts und ebenfalls nicht in seiner unmittelbaren Umgebung. Dennoch veränderte sich etwas.

Es war der Schlag des Riesenherzens. Hatte er bisher dumpf und gleichmäßig geklungen, so nahm es nun einen anderen Rhythmus an. Sehr heftig und kurz hintereinander folgten die Schläge. Sie hörten sich an wie ein dumpfes Trommeln, und jedes Echo füllte das Verlies bis in sein hinterstes Ende aus.

Das Trommeln blieb.

Schnell, hektisch…

Wie kurz vor einem Infarkt.

Und auch die Haltung der Gefangenen veränderte sich. Sie geriet durch die schnellen Schläge in ebenfalls zuckende Bewegungen. Da ihr Mund nochimmer offen stand, schlugen die Zähne aufeinander, so dass ein klappernder Rhythmus entstand.

Eine Bewegung lenkte mich ab.

Ich staunte nicht schlecht, denn ich sah, dass sich das Kreuz plötzlich bewegte.

Es lag noch immer auf dem Boden. So wie es sich drehte, sah es aus, als wollte es einen Kreis bilden.

Nein, nur eine Vierteldrehung, dann lag es wieder ruhig. Seine Spitze aber, in die der Buchstabe M eingraviert war, zeigte in eine bestimmte Richtung, als läge dort etwas Bestimmtes in der Finsternis verborgen. Etwas unsagbar Böses, gegen das selbst das Kreuz nicht mehr ankam.

Ich kam damit nicht mehr zurecht, aber ich merkte, wie ich allmählich anfing zu frieren.

Ein Zeichen, dass ich es ebenfalls spürte. Dort musste etwas lauern, das stärker als mein Kreuz war.

Aber was konnte das sein…?

***

Das Vermächtnis der Schlange hatte nicht nur gewonnen, es hatte auch überlebt.

Nichts hatte es stoppen können, und es bewegte sich mit zu ihm passenden, schlängelnden Bewegungen über den Grund des dunklen und verlassenen Rummelplatzes.

Es war noch blutbefleckt, aber das machte ihm nichts aus, solange es das Blut eines Feindes war. Es hätte diesen Feind gern getötet, er aber war schneller gewesen, und so hatte das Kreuz mit der Schlange weiterwandern müssen.

Der Einstieg in die Unterwelt war gefunden.

Ein idealer Ort, um die Magie endlich wirksam werden lassen zu können.

Die Schlange und das menschliche Herz sollten endlich zu einem Symbol des Bösen *und* der schwarzmagischen Macht werden. Was vor sehr langer Zeit seinen Anfang genommen und von dem Hexer Aleister Crowley weitergeführt worden war, konnte nun endlich vollendet werden. Wunderbar im Sinne der Hölle. Es würde zwar nicht der ganz große Sieg werden, den sich Luzifer nach seiner gewaltigen Niederlage zu Beginn der Zeiten gewünscht hatte, doch einen Teilerfolg konnten die Mächte des Bösen schon erringen.

Es fand seinen Weg.

Es glitt tiefer.

Es bohrte sich durch den Boden, es war von keinem Hindernis mehr aufzuhalten, und es hinterließ eine Aura des Grauens. Es kroch durch die finsteren Kanäle der ehemaligen Geisterbahn, immer das Ziel in seiner Nähe wissend.

Immer dichter kam es heran.

Es hörte bereits den Herzschlag. Für das Kreuz war es die Botschaft des Bösen, und es bewegte sich im selben Rhythmus weiter, wie das Herz schlug.

Zuckend, sich vorbeugend, schnell, dann wieder langsam, immer mehr dem Ziel entgegen.

Das Herz und der Mensch!

Nichts konnte es jetzt noch stoppen, erst recht kein Mensch, denn das Ziel lag fest.

Bis es plötzlich anhielt!

Ruckartig, da wirkte die Bewegung wie abgeschnitten. Es hatte sich über den Untergrund erhoben gehabt, war dann wieder zusammengesackt und lag still, wobei selbst der Schlangenkörper sich nicht mehr rührte. Er hatte sich zusammengeklumpt, war beinahe in das Kreuz hineingekrochen und rührte sich nicht von der Stelle.

Lauern, lauschen…

So ähnlich musste es dem Kreuz ergehen, das sich nach einer Weile wieder bewegte. Aus dem Mittelpunkt richtete sich der Körper der

Schlange auf, obwohl sie mehr ein mutiertes Wesen war, denn Schlangen haben nicht das Maul eines Krokodils.

Das Schlangenkreuz »überlegte«. Manchmal glitt ein Zucken durch den schuppigen Körper, dann richtete sich das Wesen wieder auf. Weit hatte es das Maul aufgerissen, aus dem zischender und gleichzeitig stinkender Qualm drang.

Das Ziel lag nahe, so nahe…

Doch sie wartete.

Worauf, warum?

Tatsächlich überlegte die Mutation. Sie hatte etwas gespürt. Die in ihr vereinte Macht des Bösen wehrte sich gegen etwas, das in ihrer Nähe lauerte. Es war eine Kraft, das stimmte, aber es war gleichzeitig auch eine Macht, die sie besiegt zu haben geglaubt hatte.

Jetzt war sie da.

Etwas Fremdes hatte sich in ihre Umgebung geschlichen. Das Zischen nahm an Aggressivität zu. Erinnerungen strömten in ihr hoch.

Plötzlich tauchte etwas auf, das sie schon längst besiegt hatte. Der alte Kampf, die erste große Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse. Das Böse hatte verloren, aber es hatte sich einiges davon zurückgeholt. Immer wieder in kleinen Portionen. Es hatte Teilsiege errungen, die Hölle war raffinierter geworden.

Es gab keinen Angriff mehr auf der ganzen Linie.

Nun war die Kraft wieder da.

Und das Schlangenkreuz, einst von einem gewaltigen Hexer geschaffen als Sieg der Finsternis, wollte den Kampf aufnehmen. Es wollte gewinnen, und so setzte es sich wieder in Bewegung…

***

Dass ein Pater auch wie ein Seemann fluchen konnte, bewies Domingo, als die Leuchtrakete ihren weiten und hellen Pilz ausbreitete, der die Dunkelheit der Nacht durchbrach und sich langsam zu Boden senkte, wobei das bleiche Licht unheimlich aussah, als wollte es einen Teil der Natur verschlingen.

Domingo hatte Mühe, den Wagen unter Kontrolle zu halten. Vielleicht war es ein Fehler von ihm gewesen, sich etwas zu lange auf das vom Himmel fallende Licht zu konzentrieren, denn er hatte das Lenkrad etwas verrissen und war vom eigentlichen Weg abgekommen. Der Wagen schlingerte, die Reifen rutschten wie bei Glatteis.

Der Jeep brach in ein Gebüsch und walzte es platt. Dann hatte der Pater das Fahrzeug wieder unter Kontrolle.

Der G-Man Bob Crane hockte tief im Beifahrersitz. Für ihn waren die letzten Minuten die härtesten gewesen. Der Stress hatte sich schließlich in einem Schuss entladen, eine Aktion der Notwehr, denn der andere hätte ihn ohne weiteres erschossen.

Er biss die Zähne zusammen. Das Schütteln und Rumpeln des Jeeps tat seiner Hüftwunde gar nicht gut. Sie brannte, der Verband hielt zwar noch, aber die Wunde war durch die heftigen Stöße sicherlich wieder aufgebrochen.

Er kämpfte sich hoch, um eine normale sitzende Position zu erreichen.

Die Waffe hielt er fest. Bob konnte sich nicht ducken, er musste einfach sehen, was in seiner Umgebung ablief, denn dass die Menschenjäger aufgegeben hatten, daran wollte er nicht glauben. Sie würden ihnen weitere Liebesgrüße aus der Hölle schicken.

Domingo warf dem G-Man einen besorgten Blick zu. »Schaffst du es?«, fragte er.

»Ich hoffe.« Crane korrigierte sich selbst. »Nein, Pater, ich muss es sogar schaffen.«

Domingo nickte.

Im Fond regte sich der Junge. Mario richtete sich vorsichtig auf. Er hatte den Tod des Mannes miterlebt. Auch wenn er in einer gefährlichen Gegend aufgewachsen war, in seinem Alter so etwas aus nächster Nähe zu erleben, blieb nicht ohne Folgen. Es war bereits die zweite Leiche in dieser Nacht, die ihm vor Augen gekommen war.

Zuerst war es Marsha gewesen, nun dieser fremde Killer.

Der Junge zitterte. In seinem dunklen Gesicht glänzte der Schweiß.

Die Augen waren weit aufgerissen, das Weiße schimmerte darin, als hätte es eine besondere Leuchtkraft erhalten, und er klammerte sich mit beiden Händen an der harten Sitzkante fest. Ihm lagen zahlreiche Fragen auf der Zunge, die er lieber nicht stellte, denn die beiden Männer vor ihm, deren Rücken er sah, brauchten ihre Konzentration. Auch Mario hatte die Leuchtrakete gesehen, deren nach unten fallendes Licht allmählich verlosch, so dass die Nacht wieder die Oberhand gewann.

Wohin jetzt? Mario hatte den Gedanken kaum gedacht, als er schon die Frage des Paters hörte, die sich mit dem gleichen Problem beschäftigte. »Crane, was sollen wir machen?«

»Ich weiß es nicht.«

Domingo hielt an. Er stellte den Motor ab. Der Pater hatte sich eine günstige Stelle ausgesucht, links von ihnen wuchs das Gestrüpp ziemlich dicht, an der rechten Seite standen niedrige Bäume. Die Männer entdeckten die Umrisse der stehen gelassenen Karussells, deren Gerüste wie die Skelette von Riesentieren in den Himmel ragten.

Warten, durchatmen…

Keiner von ihnen konnte die Stille genießen. Es war ein Schuss gefallen, sein Echo musste weit zu hören gewesen sein. Natürlich auch von den Männern, die unterwegs waren.

Bob Crane jagte sie. Der G-Man wusste nicht einmal, wie sie aussahen, welche Typen sich dahinter verbargen. Sie waren für ihn Schattenwesen, obwohl sie zu den Menschen zählten. Aber sie hatten eine Sekte gegründet, Church of Hearts – die Kirche der Herzen, und er wusste, dass diese Sekte die Macht wollte, dass deren Verbindungen bis weit in die obersten Reihen von Staat und Gesellschaft hineinreichten. Der Krake hatte bereits die Arme ausgestreckt. Noch hielten sie sich versteckt, da hatten sie auch ihren teuflischen Club aufbauen können, doch wer sich ihnen in den Weg stellte, wurde eliminiert. Ihre Methoden waren eiskalt und unmenschlich.

Bob Crane fühlte sich dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen. Er war ein Mensch, der seinen Beruf ernst nahm und eigentlich nie aufgegeben hatte. In seiner knappen Freizeit engagierte er sich als Sozialarbeiter, dabei hatte er auch Kiki Lafitte kennen und auch lieben gelernt. Sie hatte kurz vor dem Kippen gestanden, und der G-Man hatte sie mit seinen starken Armen erwischt, bevor sie in die Drogenszene ganz hatte hineingleiten können.

Sein Verhältnis zu Kiki war auch seinen Feinden nicht entgangen, und die hatten sich ausgerechnet an Kiki herangemacht, um ihn von seinen Plänen abzubringen.

Kiki war entführt worden, als Opfer hatte sie der verfluchten Kirche der Herzen dienen sollen, und der G-Man spürte wieder den Hass in sich hochsteigen, als er daran dachte. Er musste sich zusammenreißen und versuchen, cool zu bleiben.

Neben ihm atmete Domingo schwer. Sie standen in der Stille. Die Scheinwerfer des Jeeps hatte der Pater erst gar nicht eingeschaltet.

»Wir werden hier so leicht nicht wegkommen, Bob«, sagte er. »Wie ich diese Hundesöhne einschätze, werden sie sich etwas einfallen lassen, um uns fertig zu machen.«

»An was denkst du?«

Domingo antwortete mit einem freudlos klingenden Lachen. »Bin ich der Fachmann, oder bist du es?«

Crane schüttelte den Kopf. »In diesem verdammten Fall läuft eben alles anders. Da kannst du als Laie ebenso gut sein wie als so genannter Fachmann.«

»Was hättest du denn an ihrer Stelle getan?«

»Schwer zu sagen…«

»Wieso?«

»Es kommt darauf an, wie viele Häscher gegen uns stehen. Das können fünf sein, aber auch dreimal so viele. Jedenfalls sind sie gut ausgerüstet, sogar mit Leuchtraketen, und das könnte uns das Genick brechen. Noch haben sie nur geübt, beim nächsten Mal werden sie wohl mehrere Raketen abschießen. So jedenfalls hätte ich gehandelt.«

»Dann stehen wir auf dem Präsentierteller.«

»Richtig, Pater.«
»Welche Möglichkeiten kämen noch in Betracht?«
Der G-Man dachte für einen etwas längeren Augenblick nach. »Es kommt darauf an, wie viele durch das Gelände streifen. Sie können sich aufteilen und es absuchen. Wahrscheinlich wissen sie längst, dass wir motorisiert sind, auch wenn wir nicht direkt in den Schein der Leuchtrakete hineingeraten sind.« Er klopfte leicht gegen das Armaturenbrett. »Jedenfalls müssen wir davon ausgehen, dass sie uns irgendwann erwischen.«
Domingo nickte. Für einen Moment sah er so aus, als wollte er zusammensacken, weil er keine Chance mehr sah. Mit der nächsten Frage jedoch bewies er, dass er nicht nur an sich dachte, sondern auch an die zwei Personen, von denen sie nichts mehr zu Gesicht bekommen hatten. »Sinclair und Suko sind auch verschwunden. Glaubst du denn, Bob, dass sie noch am Leben sind? Oder hat man sie erwischt?«
»Ich kann nur hoffen«, flüsterte der G-Man, »mehr nicht. Und ich kann das Gleiche auch für Kiki hoffen.« Er hob die Schultern.
»Wenn ich mir vorstelle, was sie möglicherweise mit ihr anstellen werden, habe ich Mühe, nicht durchzudrehen.«
»Was meinst du?«
»Sie wollen doch Herzen…«
Der Pater schwieg. Diese Vorstellungerschien ihm so ungeheuerlich, dass er nicht weiter darüber nachdachte. Einige Male schluckte er, und Crane sah, wie sich dabei sein Adamsapfel bewegte.
Ein Pfiff schreckte sie auf.
Sofort war alles andere vergessen. Sie konzentrierten sich wieder auf sich. Vorn saßen die beiden Männer bewegungslos. Hinter ihnen drehte sich Mario um. Sie hörten es, wie der Sitz leicht knarrte. Ein zweiter Pfiff erklang nicht.
Crane sprach seine Vermutung aus. »Sicherlich haben sie ihren toten Kumpan entdeckt.«
»Möglich.«
»Dann wird ihr Hass noch wachsen.«
Domingo atmete tief aus. »Was sollen wir machen, frage ich dich? Hier stehen bleiben oder zu fliehen versuchen?«
»Wenn wir fliehen, dann bitte nicht mit dem Wagen. Sie werden ihn hören, uns einkreisen, und wir haben verloren.« Er hob die Schultern. »Es tut mir Leid, dass ich so denken muss, aber es geht nicht anders. Ich kenne diese Hundesöhne, sie sind auf so etwas trainiert. Wahrscheinlich haben sie ihre Ausbildung genossen. Sie werden versuchen, uns in die Enge zu treiben, sie sind bis an die Zähne bewaffnet, und wir haben so gut wie keine Chance.«
»Also zu Fuß?«

»Ja.«
»Hast du auch ein Ziel?«
Der G-Man hob die Schultern. »Ich will Kiki…«
»Das heißt, du möchtest auf dem Rummelplatz bleiben?«
Crane nickte zweimal. »Nach Möglichkeit schon. Ich gehe einfach davon aus, dass ich sie auf diesem Gelände finden werde. Nicht im Freien, sondern irgendwo in einem dieser leer stehenden Gebäude versteckt. Ich für meinen Teil werde den Rummelplatz nicht verlassen und hoffe, dass du das verstehst.«
»In diesem Fall schon.« Domingo drehte sich um. »Also müssen wir uns allein durchschlagen, Mario.«
Der Junge hob die Schultern. Selbst in der Dunkelheit war die Furcht auf seinem Gesicht zu lesen.
»Kennst du Schleichwege?«
»Wieso, Pater?«
»Du bist doch hier öfter unterwegs als wir. Ich habe gehört, dass der Rummelplatz oft von Kindern und Jugendlichen besucht wird. Er ist für sie so etwas wie ein Abenteuer-Spielplatz. Oder liege ich da falsch?«
»Nein, Pater.«
»Dann kennst du dich hier aus?«
»Nicht überall«, gab Mario nach einer Weile zu. »Wir sind schon auf der alten Achterbahn umhergeklettert.«
»Gibt es dort Verstecke?«
»Keine guten«, gab Mario zu.
»Wo dann?«
Der Junge überlegte. »Vielleicht in der Geisterbahn.«
»Die kennst du auch?«
Mario nickte.
»Danke«, sagte der Pater und wandte sich wieder an seinen Nebenmann. »Hast du gehört, Bob? Es gibt auch Verstecke in der Geisterbahn. Was hältst du davon?«
Der G-Man nahm sich Zeit mit der Antwort. Er hatte sich in den letzten Sekunden auf seine Wunde konzentriert, die doch ziemlich stark schmerzte. »Ich halte davon nicht viel und nenne euch auch den Grund. Sich in einer Geisterbahn zu verstecken, kann auch auf einen Selbstmord hinauslaufen und…«
»Da gibt es auch Verstecke unter ihr!«, meldete sich Mario.
»Was?« Crane saß plötzlich starr. »Was hast du gesagt? Verstecke unter ihr?«
»Ja.«
»Woher weißt du das?«
Mario räusperte sich. »Wir waren mal dort. Ist aber schon etwas länger her.«

»Wie viele Räume habt ihr dort entdeckt?«

Der Junge hob die Schultern. »Das weiß ich einfach nicht. Ich glaube auch, dass wir nicht in allen waren, aber in einigen kann man sich schon aufhalten.«

»Du warst in der letzten Zeit nicht dort?«

»Nein.«

»Gut – danke.« Crane starrte den Pater an. »Wäre das eine Möglichkeit, Domingo?«

»Ich weiß nicht.«

»Für mich schon. Ich werde versuchen, an die Geisterbahn heranzukommen.«

Der Geistliche warf ihm einen langen Blick zu, und in seinen Augen lag eine berechtigte Skepsis. »Ich bin damit nicht so einverstanden, Bob. Du darfst nicht vergessen, dass du verletzt bist. Deine Fitness wird sich in Grenzen halten, mein Junge.«

Es passte dem G-Man nicht, darauf angesprochen worden zu sein, aber wenn er ehrlich gegen sich selbst war, hatte der Pater die ganze verfluchte Wahrheit gesprochen.

»Nun?«

»Shit, ich…«

Da passierte es.

Sie hatten nichts gehört, doch urplötzlich wurde der Himmel über ihnen hell. Diesmal begnügten sich ihre Gegner nicht mit einer Leuchtrakete, sie hatten gleich mehrere abgeschossen, damit sie eine genügend große Fläche abdecken konnten. Automatisch legten die drei Insassen des Jeeps die Köpfe zurück und starrten gegen den Himmel, der seine Finsternis verloren hatte.

Es war wie im Kino. Das blassbleiche Licht vereinigte sich an verschiedenen Stellen zu einem riesigen Vorhang, der nach unten kippte und die gesamte Umgebung einnahm. Sie kamen sich vor wie auf einer Bühne, die hinein in die Unendlichkeit führte, und hinter dem Gebilde aus Licht erstreckte sich eine tiefe Finsternis, die erst aufhörte, als sie die Grenzen der Ewigkeit durchbrochen hatte.

Sie hätten etwas tun müssen, aber sie waren von dieser plötzlichen Helligkeit so überrascht worden, dass sie starr hocken blieben und zuerst nicht realisierten, dass ihnen dieser Gruß galt, der sie schon faszinierte.

Aber das Licht sank. Es kam näher.

Es wurde nicht schwächer, und je tiefer es sank, um so deutlicher holte es Einzelheiten hervor, die sich auf dem Boden abzeichneten.

Sie konnten unterschiedliche Umgebungen ausmachen. Sie sahen die Bäume, den niedrigen Bewuchs, und sie sahen das Gestänge der Achterbahn. Es wurde ebenfalls von dem sich senkenden Schein getroffen, so dass es schimmerte wie ein bleiches Skelett.

Der G-Man sackte in die Realität zurück. Er stieß dem Pater den Ellbogen in die Seite. »Verdammt noch mal, wir müssen hier weg!«

Er hatte kaum ausgesprochen, als wieder ein schriller Pfiff durch die Stille schnitt. Kurz danach hörten sie raue Männerstimmen, als wären Söldner dabei, sich gegenseitig entsprechende Befehle zuzuschreien. »Weg!«, keuchte Crane. Er hatte die Tür bereits aufgestoßen und schnellte aus dem Wagen. Mit dem rechten Fuß kam er auf, mit dem linken danach, dann zuckte der Schmerz durch Hüfte und Bein, und er hatte das Gefühl, innerlich zu verbrennen.

Er riss den Mund auf, ohne zu schreien. Irgendwo im Hals war der Ruf erstickt, worüber er froh war. Er fiel auf den weichen Boden, fluchte jetzt und stellte fest, dass ihn die ersten hellen Schatten des nach unten fallenden Lichts erreichten.

Er kroch weg.

Helfende Hände waren plötzlich bei ihm und zerrten ihn zur Seite.

Auch Mario half mit, und Crane hätte sich selbst irgendwo hinbeißen können, dass es ihn erwischt hatte.

Er kam auf die Füße und wurde von zwei Seiten gestützt. Die drei Männer duckten sich. Um dem Licht zu entwischen, mussten sie sich in die Büsche schlagen. Es war ihre einzige Chance, auch wenn sie dabei entsprechende Geräusche nicht vermeiden konnten.

Die fahle, schattenlose Helligkeit wischte über sie hinweg. Sie mussten sich vorkommen wie Umrisse, die natürlich auch gesehen wurden. Mario hatte als Erster die Deckung erreicht und bewies, dass er mitdachte, denn er hielt ihnen einen Weg offen, bog Zweige zurück, und beide Männer stolperten in die Lücke hinein, die hinter ihnen sehr schnell wieder dicht wurde. Sie hattenes geschafft, sie holten Luft, sie spürten, wie der Boden sie regelrecht anzog, und sie machten sich so flach wie möglich. Keuchend blieben sie liegen, die Augen nach oben gewandt, denn das Licht der Leuchtraketen fiel noch immer auf sie herab.

Die Umgebung wurde zu einer gespenstischen Kulisse. Der Boden, die Büsche, alles glänze unheimlich, als wären Geisterfinger darüber hinweggefahren.

So dicht wie möglich pressten sie sich an die Erde, und plötzlich hörten sie einen Schrei, der in triumphierenden Worten endete.

»Verdammt, da ist der Wagen!«

»Schießen!«

In der nächsten Sekunde wurde die Stille von Schüssen zerrissen.

Die Garben zerhämmerten die Dunkelheit, und Crane konnte nicht anders. Er musste sich umdrehen, unterdrückte die feurigen Stiche, schaute zurück und hatte dabei Glück, dass sein Blick eine kleine Lücke traf. So konnte er den Wagen sehen, der zwar noch an derselben Stelle stand, jedoch aussah, als würde er anfangen zu tanzen, weil ihn

eben die Geschosse aus den automatischen Waffen trafen.

Der Tank, dachte Crane.

Da war es schon geschehen.

Kugeln hatten ihn getroffen. Es befand sich noch genügend Benzin in seinem Innern, und plötzlich explodierte sein Inhalt. Eine dunkle Flammenwand schoss in die Höhe. Brennendes Benzin spritzte in die Luft, fiel als glühender Regen wieder zurück, landete auf dem Boden und brannte dort weiter, wo es die kleinen Gewächse anschmorte.

Die Druckwelle breitete sich in alle Richtungen hin aus. Auch die beiden Männer und der Junge litten darunter. Sie zerrte an ihnen, doch sie lagen noch so weit vom Ort des Geschehens entfernt, dass sie von dem brennenden Benzin nicht erwischt wurden.

Dennoch robbten sie weiter, denn sie mussten diese Sekunden ausnutzen.

Keiner schaute nach, wohin er lief oder robbte, bis sie nach vorn rutschten und vor sich das dunkle Wasser eines Kanals schimmern sahen. Hinter ihnen standen die zuckenden Flammen wie eine sich hektisch bewegende Wand. In das Feuer hinein drang der Rauch in langen, gardinenhaften Streifen. Wieder hörten sie Schüsse, wobei keiner von ihnen sagen konnte, warum geschossen wurde.

Sie richteten sich auf.

Als der Pater Bob helfen wollte, schüttelte dieser den Kopf. »Nein, lass mal, ich…«

Im selben Augenblick sahen sie das Verhängnis. Es kam von der Seite her auf sie zu. Es waren zwei Männer, die mit einem Sprung über den schmalen Wasserlauf hinwegsetzten, und die drei stellten mit Schrecken fest, dass die beiden Kerle mit automatischen Gewehren bewaffnet waren. Sie trugen olivgrüne Anzüge, die sie aussehen ließen wie Söldner.

Noch befanden sie sich im Sprung, aber sie hatten die drei gesehen und schwenkten ihre Waffen.

Jetzt mach dein Meisterstück!, schoss es Crane durch den Kopf, und dann schrie und schoss er zugleich…

***

Der Glatzkopf taumelte vor Suko her, erstickte beinahe an seiner Wut, und als er Sukos Hand auf seiner Schulter spürte, blieb er stehen. Suko wuchtete ihn gegen die Wand.

»Was ist denn?«

»Kann ich dir sagen. Das Geräusch, das dumpfe Pochen, du hast es doch auch gehört – oder?«

Pic hob die Schultern.

»Oder?«, wiederholte Suko scharf.

»Lass mich in Ruhe, verdammt!«, stöhnte der Mann, aber Suko ging

davon aus, dass er eine Schau abzog.

»Das Pochen – ich will wissen, was es bedeutet!«

Pic hatte wieder Oberwasser gewonnen. »Rate mal…«

Suko drückte ihm als Antwort die kalte Mündung der Beretta in den schweißfeuchten Nacken. »Ich habe Rätsel immer auf meine Art gelöst, verstehst du?«

»Alles klar.«

»Was bedeutet das Pochen?« Suko hätte es sich denken können, aber er wollte es von Pic wissen.

»Das Herz… es ist das Herz«, erklärte der Glatzkopf und fing an zu lachen. »Ja, es ist das Herz, das pocht.«

Er machte es nach, und Suko zerrte ihn wieder zurück. Er drehte den Mann, so dass er dessen Gesicht erkennen konnte. Es sah bleich aus im Licht der kleinen Lampe und vor allen Dingen schweißnass. Die Pupillen wirkten wie dunkle Knöpfe, die in einer Flüssigkeit schwammen. »Muss ja ein verdammt großes Herz sein, wenn man das Pochen bis hierher hört.«

»Kann sein.«

»Wie groß?«

»Ich habe es nicht gesehen.«

»Aber du weißt Bescheid.«

Das Grinsen des Mannes gefiel Suko überhaupt nicht. Es war ihm einfach zu siegessicher. »Klar, das Herz ist groß. Es ist das Zentrum unserer Kirche. Wir gehören zur Church of Hearts, der Kirche der Herzen, die damals ein Großer gegründet hat. Wir leben in seiner Nachfolge, und wir werden durch das Herz so werden wie er, wenn du verstehst?«

»Noch nicht, aber bald.«

Pic hatte sich entschlossen zu reden. Das Pochen schien ihn regelrecht aufgeputscht zu haben. Er sah sich auf der Siegerstraße. »Es ist der Hexer gewesen, der hier gelebt hat. Aleister Crowley, und wir haben sein Vermächtnis übernommen.«

»Das Riesenherz.«

»Es wurde groß.«

Suko nickte. Er wusste Bescheid. Schließlich hatten er und John das Herz gesucht und leider nicht gefunden, denn das Grab war leer gewesen. Vor ihnen hatte es jemand geplündert, und zwar die Mitglieder der Church of Hearts.

Aber das Herz des Henry St. Clair war ein menschliches gewesen, nicht größer als eine dicke Faust. Wie konnte Pic da von einem Riesenherzen sprechen?

Dass er Suko keinen Bären aufband, daran glaubte der Inspektor schon. Kein normal großes Herz schlug dermaßen laut, dass es durch geschlossene Türen oder Wände zu hören war. Suko war plötzlich

scharf darauf, es kennen zu lernen, deshalb nickte er Pic zu. »Okay, wenn das so ist, bring mich hin.«

»Gern!«

Der Glatzkopf hatte sehr freudig gesprochen. Er rechnete sich etwas aus, wahrscheinlich war das Herz so stark, dass es mit den Menschen machte, was es wollte.

Verschlang es sie? Wenn ja – man musste ja mit allem rechnen – hatte esdann auch John Sinclair verschlungen? Suko wusste nicht, was mit seinem Freund geschehen war, aber seine Sorgen waren keinesfalls geringer geworden.

Pic lehnte an der Wand, lachte und schaffte es, sich dabei über die Lippen zu lecken. Sein Gesicht zeigte noch immer den Triumph, der Suko nicht gefiel, aber er konnte sich keine langen Aufenthalte mehr leisten. Er wollte endlich ans Ziel kommen.

Poch… poch … poch … dann plötzlich schneller. Der Schlagrhythmus hatte sich innerhalb von Sekunden völlig verändert. Es hörte sich an, als wäre etwas passiert und als hätte sich das Herz entschlossen, eine andere Richtung einzuschlagen, um endlich ans Ziel zu gelangen.

Das wollte auch Suko.

Er packte Pic im Nacken und zerrte ihn herum. Dann stieß er ihn weiter, und der Glatzkopf taumelte in den finsteren Gang hinein.

Der bleiche Strahl aus Sukos Lampe begleitete ihn.

Angst spürte der Inspektor nicht.

Nur ein Gefühl, das in seinem Magen steckte wie ein dicker harter Klumpen.

Er rechnete fest damit, eine höllische Überraschung zu erleben…

***

Stärker als das Kreuz?

Dieser Gedanke jagte durch meinen Kopf und wollte einfach nicht weichen! Ich durchlebte in der sitzenden Haltung eine Hölle der Enttäuschung, denn so etwas war mir bisher noch nie passiert. Ich konnte es einfach nicht fassen. In all den Jahren hatte gerade mein Kreuz allen Widerständen getrotzt. Es war kein Allheilmittel gewesen, aber, das musste ich rückblickend zugeben, auch kein perfekter Schutz vor dem Bösen, denn schon einmal war es von Lilith, einer mächtigen Dämonin, manipuliert worden. Sie hatte die Zeichen in der Mitte verschwinden lassen, also kam das Kreuz nicht gegen alles an.

Und es war kein Partner mehr. Es hatte mich abgestoßen wie Wasser das Öl. Wir gehörten nicht mehr zusammen, es hätte mich verbrennen oder vernichten können.

Jetzt lag es vor mir.

Der Widerschein der Fackeln floss darüber hinweg. Er war unruhig.

Es sah so aus, als wollte er dem Kreuz ein unheiliges Leben einhauchen. Ein Synonym dafür, dass die Mächte der Finsternis die Kontrolle darüber bekommen hatten.

Ich atmete schwer, denn auch weiterhin hatte ich unter den Angriffen des Kreuzes zu leiden. Meine Brust schmerzte, die Stiche hatten mir die Luft genommen, und auch jetzt konnte ich nichts anderes, als nur nach Luft zu ringen.

Meine Beine fühlten sich taub an. Die Kraft hatte mich verlassen.

Es war durchaus möglich, dass es auch an meiner psychischen Verfassung lag, denn diesen Verlust an Vertrauen zu erleben, war eben nicht einfach. Darüber musste ich erst hinwegkommen, um später meine alte Kampfkraft wiederzufinden.

Es war nicht still geworden, doch das Riesenherz schlug nun leiser. Es zuckte auch nicht mehr so stark, selbst Death hielt seinen Mund und war gespannt.

Er hatte alles mit ansehen können. Wäre der Mann mit dem Pferdeschwanz nicht gefesselt gewesen, hätte er sich bestimmt auf mich gestürzt, so aber hockte er an der Wand und wartete auf den großen Sieg. Seine Augen leuchteten. Im Gegensatz zu mir wusste er genau, was auf ihn zukommen würde.

Das Böse?

Ich stellte mir die Frage immer wieder. Es gab das Böse, man konnte es nur nicht genau beschreiben. Das Böse konnte ein Mensch sein oder die Seele eines Menschen. Ebenso gut war das Böse die Hölle, und auch diese war einfach zu abstrakt, um sie erklären zu können.

Immer wieder hatten es die Menschen versucht. Sie waren dabei von einem gewaltigen Feuerofen ausgegangen, in dem es überhaupt keine Kälte gab. Wo Menschen in einen Topf geworfen wurden, wo sie dann langsam gar kochten, umgeben von dem Oberteufel und unzähligen kleinen Teufelchen.

Das war die Hölle, das war sie nicht.

Manchmal hatte sich das Böse in dieser von den Menschen förmlich gewünschten Gestalt gezeigt, aber die Hölle selbst hatte unzählige Gesichter, und der Teufel erschien in verschiedenen Verkleidungen, so dass es unmöglich war, sich auf eine festzulegen. Natürlich kam er auch als bockbeinige Gestalt mit Hörnern auf dem Kopf. Im Prinzip aber sah er anders aus, eigentlich gestaltlos, er passte sich eben nur an.

Wie auch hier?

Ich ging einfach davon aus, dass wir einen bestimmten Besuch bekommen würden. Das Böse schlich heran, es war nur nicht klar, in welcher Gestalt es sich zeigen würde und in welcher Verbindung es mit dem Riesenherzen stand, das einmal meinem Ahnherrn in verkleinerter Form gehört hatte.

Kiki Lafitte konnte nicht mehr reden. Sie war einfach zu erschöpft.

Sie hielt die Augen geschlossen und machte auf mich den Eindruck einer schlafenden Person.

Mein Kreuz ließ ich nicht aus den Augen. Es hatte sich einmal bewegt, seit einigen Sekunden aber lag es still.

Hatte es aufgegeben?

Daran konnte und wollte ich nicht glauben. Sollte das eingetreten sein, dann konnte ich es vergessen.

Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Etwas unternehmen konnte ich nicht. So musste ich zunächst warten, bis die Kraft wieder zurückkehrte. Erst dann war auch ich zu handeln in der Lage. Ich besaß als Waffen noch die Beretta und den Dolch. Das große Herz sah ich als meinen Feind an, und ich war auch bereit, es zu attackieren. Mit einer geweihten Silberkugel und mit meinem Dolch, der eine bestimmte Affinität zum Kreuz besaß.

Ich fühlte nach ihm. Als ich meine Finger um den Griff schloss, hatte sich nichts verändert. Er stieß mich nicht ab, und so zog ich ihn aus der Scheide.

Ich behielt ihn in der linken Hand, mit der rechten holte ich die Beretta hervor.

Death hatte mich dabei beobachtet. Er kicherte. Das Geräusch hörte sich derartig hässlich an, dass selbst Kiki Lafitte die Augen öffnete und sie verdrehte, um den Mann anzustarren.

»Was willst du denn damit, Bulle?«

Meine Antwort ließ den Mann mit dem Pferdeschwanz ruhig werden. »Dir die Kehle von einem Ohr zum anderen durchschneiden, wenn du nicht dein verdammtes Maul hältst.«

Er war still.

In diesem Augenblick hörte ich dasleise Schaben. Es war allerdings so laut, dass es das leichte Pochen des Riesenherzens durchbrach. Ich schaute hin und sah mein Kreuz.

Es hatte sich bewegt.

Nur um eine winzige Drehung nach links, dann schob es sich vor, als wären unsichtbare Hände dabei, es zu leiten.

Warum?

Den Grund sah ich im nächsten Augenblick. Aus dem Dunkel vor dem Kreuz tauchte etwas auf. Zuerst hörte ich ein Zischen, dann sah ich eine leichte Rauchwolke, ich spürte auch den Gestank, der mir entgegenwehte, und einen Moment später glaubte ich, meinen Augen nicht mehr trauen zu können.

Was ich da sah, war ungeheuerlich. Es war nicht direkt schlimm oder blutig, aber der Gegenstand zeigte mir, dass es diesmal umgekehrt abgelaufen war.

Hier hatte das Böse über das Gute gewonnen!

***

Für mich brach in diesem Augenblick der Erkenntnis eine Welt zusammen. Ich hatte Mühe, nicht laut loszuschreien und die Beherrschung zu bewahren, denn das Kreuz war tatsächlich entweiht worden.

Entweiht!

Dieser Gedanke krallte sich in meinem Hirn fest. Damit musste ich erst einmal fertig werden. Ein entweihtes Kreuz, eine Blasphemie ohnegleichen, ich wischte über meine Augen, weil ich ein klareres Sichtfeld haben wollte, und ich hoffte zugleich, mich geirrt zu haben.

Nein, ich hatte mich nicht geirrt!

Es war da! Es blieb da!

Es war schrecklich!

Die Schlange hockte auf dem Kreuz, und sie hatte ihr grausames Vermächtnis erfüllt. Das Böse hatte über das Gute triumphiert, die alten Zeiten waren nicht zurückgekehrt, aber sie hatten sich umgedreht. Ich sah es im Kleinen, und nicht ohne Grund gab es ein Sprichwort, das besagte, den Anfängen zu wehren.

Schlimm…

Ich vergaß meine übrige Umwelt und konzentrierte mich einzig und allein auf dieses schreckliche Bild. Die Schlange hatte ihre Kraft auf das Kreuz übertragen, denn durch ihre Bewegungen war es vorangekommen.

Auch jetzt lebte sie.

Das Tier richtete sich auf.

Es schaute für einen Moment in meine Richtung. Ich erkannte, dass sich keine normale Schlange am Kreuz festklammerte, es war ein Schlangenkörper, aber das Maul gehörte eher zu einem Alligator oder einem Krokodil, zu einer Schlange passte es nicht.

Weit offen stand das Maul.

Ich blickte hinein und sah trotz der tanzenden Lichtreflexe die bösen, spitzen Zahnreihen, die sich auf den beiden Kieferhälften verteilten. Die Schlange hatte gewonnen und ihr Vermächtnis eingelöst.

Aber hatte das Gute dann verloren? War alles wieder rückgängig gemacht worden? Konnte ich den großen Kampf zu Beginn der Zeiten von nun an vergessen? Würde sich die Welt umdrehen?

Wenn es nach dem besiegten Kreuz ging, bestimmt, aber da gab es noch ein anderes.

Mein Kreuz, das Erbe des Sohnes des Lichts, und wenn ich recht schaute, lag es dem veränderten genau im Weg. Ich konnte nur hoffen, dass es nicht zuließ, wenn…

Meine Gedanken endeten.

Das Schlangenkreuz reagierte. Urplötzlich wuchtete es sich in die Höhe und jagte auf meines zu.

Der Kampf der Kreuze konnte beginnen!

***

G-Man Bob Crane wusste, dass es zwei, wenn er seines dazuzählte, drei Leben zu retten gab. Und das gegen zwei zu allem entschlossene Killer, die mit Maschinenpistolen bewaffnet waren!

Einen Nachteil hatten sie.

Sie hätten von der anderen Bachseite aus schießen sollen. Sie hatten es nicht getan und waren zunächst über den schmalen Wasserlauf hinweggesprungen, um das Ziel näher vor Augen zu haben.

Es kostete Zeit, und die nutzte Crane aus.

Er wusste nicht mal, wie er auf den Boden gekommen war, der Mann erlebte alles wie einen in die Länge gezogener Albtraum, aber er feuerte, er schwenkte dabei seinen Revolver, er hörte die wummernden Echos der Schüsse, in die sich Schreie mischten, die er nicht abgegeben hatte. Es waren die beiden Männer gewesen, denn sie hatte Crane mit seinen Kugeln erwischt.

Einer erreichte noch das Ufer.

Den anderen erwischte es mitten im Sprung. Es sah aus, als wären ihm die Gelenke durchtrennt worden. Wie eine Puppe ohne Halt fiel er in die Tiefe und landete aufspritzend im dunklen Kanalwasser. Es schluckte ihn wie ein Grab.

Der Zweite schoss.

Er stand auf beiden Beinen, aber seine Kugelgarben hackten in den Boden, denn er hatte nicht mehr die Kraft, die schwere Waffe in den Händen zu halten.

Fahle Lichter leuchteten an der runden Mündung, dann fiel ihm die Waffe aus den Händen, landete zuerst auf der Erde, und kaum eine Sekunde später folgte der Killer.

Er lag still.

Auch der G-Man rührte sich nicht. Er fühlte sich in diesen Augenblicken nicht mehr als Mensch, er kam sich vor wie ein Androide, wie etwas Künstliches, das jemand einfach auf diesen Planeten hingestellt hatte, um ihm eine neue Chance zu geben.

Es war so still geworden, totenstill, und der G-Man wusste, dass er nicht länger liegen bleiben konnte. Als er sich aufrichtete, spürte er selbst die Verletzung nicht mehr, zu viel Spannung steckte in seinem Körper. Er drehte den Kopf nach links, wo er die bleiche Gestalt im Wasser schwimmen sah. Der Auftrieb hatte sie an die Oberfläche geholt, sie lag auf dem Rücken und hatte die Hälfte des Gesichts durch den Kugeleinschlag verloren.

Crane kam taumelnd hoch. Er wäre wieder gefallen. Domingo war schneller und stützte ihn ab. Er zerrte ihn in die Höhe, blieb bei ihm und Crane war zum Heulen zumute.

»Wir leben«, flüsterte der Pater.
Bob nickte.
Mario kam zu ihnen. »Sind beide tot?«, fragte er mit leiser und zittriger Stimme.
»Ja, das wird wohl so sein.« Domingo hatte die Antwort gegeben.
Er ging zu dem Leblosen hin und überzeugte sich davon, dass kein Leben mehr in ihm steckte. »Es waren zwei Kugeln, die ihn getroffen haben«, erklärte er, wobei er die Maschinenpistole anhob und so aussah, als wollte er sie nie mehr abgeben.
Bob Crane wischte über sein Gesicht. Seinen Revolver hielt er noch immer fest. »Wir müssen weg. Man wird die Schüsse gehört haben. Sie werden bald hier sein. Der Wagen ist auch nicht weit entfernt.«
»Und wohin?«, fragte Mario.
Crane deutete nach vorn. »Weiterlaufen«, flüsterte er. »Einfach nur in die Dunkelheit.«
Keiner hatte einen besseren Vorschlag. Und so liefen sie stolpernd am Rand des Kanals entlang, in der Hoffnung, noch ein Versteck finden zu können. Diesmal hatte Mario die Führung übernommen.
Die beiden Erwachsenen akzeptierten dies, denn der Junge kannte sich auf dem verlassenen Rummelplatz am besten aus.
Die Luft hatte einen anderen Geschmack bekommen, roch jetzt nach Feuer und verbranntem Gummi. Der Himmel war düster und mit Wolken verdichtet. Kein Gestirn zeigte sich auf der unendlich erscheinenden Fläche. Es kam ihnen vor, als würden sie durch eine tropenfeuchte Hölle stampfen. Auch als hinter ihnen Stimmen aufklangen, kümmerten sie sich nicht darum. Sie wollten weiter und weg.
Schließlich wuchs das Gestänge der verlassenen Achterbahn vor ihnen in die Höhe. Wie drohend schaute es auf sie herab. Die Natur hatte dieses riesige Gerät noch nicht überwuchern können, sich aber wohl in der Tiefe ausgebreitet und wuchs so hoch, dass die Pflanzen und Büsche das Dach des ehemaligen Kassenhäuschens erreicht hatten.
Niemand hielt sich hier auf.
Mario winkte ihnen.
Sie erreichten das kleine Haus, wo der Junge stehen geblieben war.
Sogar die Tür war noch vorhanden. Sie stand offen, und Mario schaute die beiden so unterschiedlichen Männer fragend an.
Bob Crane nickte.
»Du bist einverstanden?«
»Zunächst schon.«
»Und dann?«
Bob schaute in die großen Augen des Jungen. »Ich weiß es noch nicht, aber ich denke, dass es zumindest für dich beendet ist. Du und

der Pater, ihr solltet zusammenbleiben.«
»Was hast du denn vor?«, fragte Domingo.
Die Antwort des G-Man bestand aus einer Geste. Bob Crane nahm dem Geistlichen die MP des Killers aus der Hand. »Ich werde mich noch ein wenig umsehen«, sagte er…

***

Gut gegen Böse – Finsternis gegen das Licht!
Hier jedoch auf zwei Kreuze reduziert. Trotzdem hatte die Auseinandersetzung nichts von ihrer alten Brisanz verloren. Ich wusste, dass ich den großen Kampf erleben würde, diesmal allerdings als Zeuge und in der Gegenwart eines gewaltigen Herzens.
Das Schlangenkreuz hatte sich in die Höhe gewuchtet. Es wollte das Vermächtnis endgültig einlösen. Ich hatte damit gerechnet, dass es mein Kreuz angriff, das war nicht der Fall. Im Flug drehte es sich und schnellte auf das Riesenherz zu.
Kiki schrie.
Da griff mein Kreuz ein.
Plötzlich strahlte es für einen Moment auf. Dann machte es sich ebenfalls selbstständig, und es sah so aus, als wäre es von einer gewaltigen Hand geführt worden.
Mein Kreuz jagte gegen das andere.
Es musste einfach zu einem Zusammenprall kommen, und dann würde ich erleben, wer stärker war.
Das Schlangenkreuz reagierte blitzartig. Bevor sich beide berühren konnten, tauchte es nach unten. So heftig, dass es mit der Spitze in den Boden rammte und für einen Moment stecken blieb.
Mein Kreuz stand in der Luft.
Dann drehte es sich!
Ich war in diesem Moment nur ein Statist. Aber es ging mir wieder besser, und ich stemmte mich mit der rechten Hand am Boden ab, um so auf die Beine zu kommen.
In meinem Kopf hatte ich mir einen verzweifelten Plan zurechtgelegt. Es war nur eine Möglichkeit, aber ich wollte sie nutzen, und ich wollte dabei mein Kreuz unterstützen.
Auf was oder auf wen konnte ich mich verlassen?
In diesem Augenblick auf den Dolch. Ich musste mich sputen. Die Chance war nur vorhanden, solange das verfluchte Schlangenkreuz noch im Boden steckte.
Es kämpfte sich hervor. Nicht nur die Schlange in der Mitte zuckte, auch das Kreuz bewegte sich.
Ich war nahe genug heran.
Meine rechte Hand fuhr nach unten. Dabei konnte ich den ächzenden Schrei nicht unterdrücken. Es sollte ein Laut der Erlösung werden.

Gleichzeitig hörte ich die verrückten, pochenden Geräusche.
Das Herz klopfte wie wild, und ich traf.
Mein Dolch bohrte sich in den Körper der Schlange. Hitze schoss durch die Waffe, erreichte meine Hand, ich ließ den Griff blitzschnell los und trat zurück.
Das Lachen jagte aus meinem offenen Mund, dazwischen pumpte das Riesenherz meines Ahnherrn, es zog sich zusammen, es weitete sich wieder aus und jede Bewegung war für Kiki Lafitte mit körperlichen Schmerzen verbunden.
Die Flammen der Fackeln gerieten in Bewegung, weil sie von einem Windzug gestreift worden waren. Ich sah dies alles wie nebenbei, denn ich konzentrierte mich allein auf das Kreuz mit dem Schlangenkörper, in dem meine Waffe steckte.
War die Schlange vernichtet?
»John!«
Ein Traum? Die Wahrheit oder doch Einbildung? Der Mann, der meinen Namen gerufen hatte, war das tatsächlich Suko gewesen?
Ich drehte mich um.
Zwei Gestalten waren gekommen, zwei Männer. Der erste ein Glatzkopf, auf dessen Schädel der Widerschein der Flamme zuckte.
Dahinter bewegte sich Suko. Ich sah, wie er den Arm hob und seine Beretta in den Nacken des Mannes wuchtete.
Der Glatzkopf riss noch einmal die Arme hoch, dann knallte er zu Boden und blieb bewusstlos liegen.
Der Mann mit dem Pferdeschwanz schrie etwas, das ich nicht verstand.
Es war mir gleich, ich musste da durch und stellte fest, dass mein Freund okay war.
»Suko…«
Er reagierte gar nicht. Er blieb stehen. Sein Gesicht zeigte Furcht.
Der Blick seiner Augen war starr, aber so gedreht, dass er einen bestimmten Gegenstand anschauen konnte.
Nicht mein Kreuz, sondern das andere.
Ich schaute ebenfalls hin, und für mich brach in diesem Augenblick eine Welt zusammen…

***

Das Schlangenkreuz hatte meinen Dolch besiegt. Es gab keinen Zweifel, es war stärker gewesen, denn ich sah ihn nicht mehr so, wie ich ihn kannte.
Das Metall musste unter einer irren Hitze gelitten haben, denn es war weich und flüssig geworden. Auf der Mitte des anderen Kreuzes hatte es sich zusammengeklumpt, ich hörte das Zischen, als wäre Kaltes auf Heißes getroffen, und der feine, dabei entstehende Dampf behinderte

mich beim Sehen nicht.

Die Schlange fiel mir auf. Sie hatte das Maul weit aufgerissen. Die beiden zahnbewehrten Hälften sahen schluckbereit aus, als wollten sie den Klumpen Metall in sich hineinschlingen.

Sie taten es. Sie schluckten die Reste meines Dolchs, der sich so lange in meinem Besitz befunden hatte. Es war eine scheußliche Szene, dennoch schaute ich nicht weg, denn das Maul schnappte immer mehr nach und trank das flüssig gewordene Metall wie dickes Wasser.

Ich wollte es nicht glauben und musste es trotzdem akzeptieren.

Aber das konnte ich auch nicht. In meinem Innern loderte die Wut wie eine Flammenwand. Sie nahm mir auch den Sinn für die Realität. Ich sah die Waffe schwinden und drehte durch.

Es war ein Fehler, aber in diesem schrecklichen Augenblick war mir alles egal.

Mit bloßen Händen stürzte ich dem Kreuz entgegen, um es an mich zu reißen…

***

Zum Glück gab es Suko!

Er hatte nicht eingegriffen, auch er war geschockt gewesen, aber nicht so stark wie sein Freund John, dem der Dolch gehörte. Er hatte den Glatzkopf niederschlagen müssen, weil dieser wieder Oberwasser gesehen hatte.

Suko war auch kaum dazu gekommen, die neuen Eindrücke in sich aufzunehmen, er war direkt in das kalte Wasser hineingeworfen worden und sah nun, dass sein Freund dabei war, einen riesigen, wenn nicht tödlichen Fehler zu begehen.

Sich waffenlos auf die Schlange zu stürzen, die selbst den starken Dolch vernichtet hatte, war so gut wie Selbstmord.

Suko flog durch die Luft. Er überbrückte die Entfernung mit einem pantherhaften, schon artistischen Sprung und rammte seinen Freund in dem Augenblick, als dieser gerade zugreifen wollte…

***

Ich hatte das Gefühl, von einer immensen Kugel erwischt worden zu sein. Der Rammstoß, mit dem ich nicht gerechnet hatte, katapultierte mich zurück. Jemand hatte zudem nach mir mit seinen Krakenarmen gegriffen und hielt mich auch weiter fest, als wir zu Boden prallten. Ich sah dicht über mir das Gesicht meines Freundes Suko, und mit seinen Worten sprühte mir auch Speichel gegen die Haut.

»Bist du denn wahnsinnig geworden, John! Lass den Dolch, lass ihn…«

Die Worte hämmerten in mein Gehirn. Ich fühlte mich so elendig, als ein Versager, und Suko merkte auch, dass ich mich entspannte oder mehr zusammensackte.

»Alles klar?«

Ich war wieder zu mir gekommen. »Ja, es ist okay.«

Gemeinsam standen wir auf, und zusammen sahen wir auch, was nun endgültig passiert und nicht mehr rückgängig zu machen war.

Es gab meinen Dolch nicht mehr!

Die Schlange hatte ihn geschluckt, gefressen, und sie würde ihn nie mehr abgeben.

Das Böse hatte gewonnen!

Ich war wie vor den Kopf geschlagen, aber es war Suko, der mich wieder aufrichtete. »Los, reiß dich zusammen, noch haben wir nicht verloren! Es ist nur ein Teilsieg…«

Ich nickte, holte tief Luft und schaute dabei zu, wie der Schlangenkörper mit dem widerlichen Krokodilmaul zuckte. Er hatte sich aufgerichtet, er wand sich von einer Seite zur anderen, und es machte ihm nichts aus, dass ein geschmolzener Silberdolch in seinem Körper steckte. Im Gegenteil, die Schlange schien gewachsen und noch kräftiger geworden zu sein, denn ihr Ziel hatte sie nicht erreicht.

Was war mit meinem Kreuz?

Ich suchte es, konnte es im ersten Augenblick nicht finden. Dann entdeckte ich es dicht unter der Decke, und es schwebte wie ein einsamer Wächter direkt über dem riesigen Herzen.

Auch Kiki Lafitte hatte es gesehen. Es war ihr gelungen, den Kopf zu drehen, sie schielte gegen die Decke, wo sich die silbrigen Umrisse meines Talismans abzeichneten.

»Tu was!«, keuchte ich. »Versuch doch, das Böse zu stoppen.« Mir fiel ein, dass ich meine Beretta verloren hatte. Ich suchte sie, fand sie in der Nähe, hob die Waffe auf.

»Willst du eine Kugel in das Herz schießen, John?«

»Am liebsten.«

»Damit zerstörst du es nicht.«

»Ich kann es schwächen – hoffentlich.«

Der Inspektor holte tief Luft. Dass er nicht begeistert war, sah ich ihm an, aber er konnte nichts mehr sagen, auch mir blieben die Worte weg.

Das Schlangenkreuz startete.

Blitzschnell stieß es in die Höhe.

Für einen Moment waren wir beide bewegungslos, dann drehte es sich mitten in der Luft und jagte wie von der Sehne geschnellt auf das Riesenherz zu.

Nichts hielt es mehr auf.

Mit einem dumpfen Laut rammte das Kreuz so hart und tief in das Herz hinein, dass es fast bis zu seinem Ende in der weichen Masse verschwand…

Kiki Lafitte aber schrie auf!

***

Was nun passierte, gehörte wieder zu diesem Urkampf zwischen Gut und Böse, in diesem Fall aber noch härter und stärker, denn das gegenseitige Belauern war vorbei.

Es verging nicht viel Zeit, uns beiden kam sie nur so lange vor, weil wir erleben mussten, wie das Vermächtnis der Schlange sich mit dem Herz des Baphomet-Dieners Henry St. Clair verbinden wollte. Diese beiden, von dem längst verstorbenen Hexer Aleister Crowley gesteuert, sollten eine Allianz des Bösen bilden, um die Menschheit auf ihre Art und Weise zu knechten.

Jahrhunderte hatten vergehen müssen, um dieses Ziel endlich erreichen zu können.

Ich stand wie unter einem elektrischen Spannungsbogen. Das Herz fing wieder an, wie wahnsinnig zu schlagen. Es zog sich zusammen, es veränderte sogar seine Form, und ich hatte den Eindruck, als würde es aus all seinen Poren und kleinen Öffnungen Blut speien, wobei die weiche Masse immer mehr den Abdruck eines menschlichen Gesichts annahm, einer bleichen Fratze mit toten, völlig leeren Augen, einem zumindest vorn haarlosen Schädel und einer Haut, durch die das Blut zuerst in kleinen Tropfen quoll, bevor es sich zu dünnen Rinnsalen vereinigte und dem Gesicht einen makabren Anblick gab.

Herz und Gesicht.

Beide gehörten zusammen.

»Crowley!«, stieß ich hervor. »Verdammt noch mal, das ist die Fratze des Hexers!«

Er, das Schlangenkreuz, und eine junge Frau, die ihr Leben hergeben musste, um als Motor des Bösen zu dienen. Diese drei Dinge kamen zusammen, und ich wusste, dass wir mit unseren Mitteln nicht mehr in der Lage waren, die gigantische Macht des Bösen zu stoppen.

Nicht wir, aber es gab noch den Joker.

Und das war mein Kreuz, das über dem Herz-Gesicht schwebte.

Nicht mehr lange.

Plötzlich fiel es nach unten!

Es raste auf sein Ziel zu, und es drang ebenso wuchtig in die Masse ein wie das Schlangenkreuz.

Nur traf es diesmal den Schädel des Herz-Gesichts.

Dann erlebten wir das Ende.

War nur die Frage – von wem?

***

Mir fiel in diesem Moment ein, dass ich völlig vergessen hatte, mein Kreuz zu aktivieren. Ich kannte den Grund selbst nicht, wahrscheinlich hatte ich einen Blackout gehabt, war geblockt worden, wie auch immer. Das aber wollte ich nachholen.

Ich brauchte es nicht.

Die Worte blieben mir auf halbem Weg im Hals stecken, denn was ich sah, war unwahrscheinlich.

Mein Kreuz war tief in das Gebilde eingedrungen. Wie ein Hammerschlag, der alles vernichtet hatte. Es hatte sich hineingewühlt, und Suko sowie ich erlebten die weißmagische Explosion.

Mein Kreuz reagierte, ohne dass ich die Formel hätte rufen müssen. Es war ungefähr so wie vor Jahren, als mir die Formel noch nicht bekannt gewesen war, und ich erinnerte mich noch gut an Szenen wie diese hier. Vier Enden oder Ecken hatte das Kreuz, und diese vier Eckpfosten, in die die Anfangsbuchstaben der Erzengelnamen eingraviert worden waren, bewiesen ihre Macht.

Sie strahlten auf.

Ich jubelte innerlich und konnte meinen Blick einfach nicht abwenden. Was ich zu sehen bekam, war nichts anderes als ein weißmagisches Wunder. Obwohl die Entfernungen innerhalb des Kopf-Herzens begrenzt waren, hatte ich doch den Eindruck, als würden die Strahlen weit über die Grenzen hinweg in die Unendlichkeit vordringen und dieses unterirdische Verlies zu einer Insel im All machen.

Ich sah die Enden des Lichts, und ich sah auch die vier nebelhaften Gestalten, die sich dort wie Säulen erhoben hatten.

Vier Erzengel!

Michael, Gabriel, Raphael und Uriel!

Die Wächter des Himmels, die Hüter des Guten, die Lichtgestalten, die ich mochte, in die ich mein Vertrauen gesetzt hatte, die mich auch beschützten.

Das war nicht alles.

Aus der Mitte des Kreuzes oder über ihr, so deutlich war das nicht zu erkennen, zeichnete sich ein Gesicht ab. Ein altes Gesicht, dennoch alterslos, weil es eben von einer unsagbaren Weisheit geprägt war und auch einen Namen hatte.

Der Seher…

Lange hatte ich nichts mehr von ihm gehört, doch nun, wo die Gefahr für das Kreuz wuchs, da hatte es noch einmal die starken Kräfte mobilisiert. Es ging gegen das Herz, gegen das Schlangenkreuz und auch gegen den Geist des Hexers Crowley an.

Die geballte Macht des Lichts schlug zurück.

Und sie gewann!

Im Innern des furchtbaren Gebildes prallten die beiden so unterschiedlichen Elemente zusammen.

Das Schlangenkreuz und meines.

Ich sah, wie die Schlange in die Höhe zuckte, ihr Maul nach meinem Kreuz schnappte, von dem ein gleißender Strahl ausging, der mit der

Kraft des Schwertes und des reinigenden Feuers wirkte und das verfluchte Erbe des Bösen vernichtete.

Es zersprühte in einer düsteren Flammenwand, es raste in die verschiedenen Richtungen, es fand Nahrung, und das schreckliche Gebilde fing ebenfalls Feuer.

Wir hörten das Knistern…

Ich stand da und schaute zu. Gedanken huschten als Wirbel durch meinen Kopf. Ich dachte jetzt daran, dass dieses Herz einmal einem gewissen Henry St. Clair gehört hatte, aber ich persönlich wollte ihn nicht als meinen Vorfahren akzeptieren.

Er war einen anderen Weg gegangen, und er büßte Jahrhunderte später endgültig dafür.

Das Herz zerfiel mit knisternden Geräuschen, die Schlange war vergangen, das Licht erlosch, es blieben die Fackeln und ein Kreuz, das mir gehörte und seinen Platz auf dem Körper einer rücklings am Boden liegenden Frau gefunden hatte.

Wie im Krampf hielt Kiki Lafitte es fest. Eine lebende Kiki, wohlgemerkt…

***

Wir verließen diese Welt unter der ehemaligen Geisterbahn und trafen auf einen Mann, der eine Maschinenpistole bei sich trug und sie erst sinken ließ, als er uns erkannte. Dann sah er Kiki. Er warf die Waffe weg. Weinend fielen sich die beiden Menschen in die Arme, während ich mich auf den Boden setzte, mein Kreuz betrachtete und dabei an den Schauer dachte, der über meinen Rücken lief.

Ich konnte mich nicht freuen, das Böse war diesmal zu stark gewesen, es hatte mir den Dolch genommen.

Von nun an musste ich ohne ihn auskommen! Ich hängte das Kreuz wieder um und war froh, den vertrauten Druck zu spüren.

Für uns war der Fall fast beendet. Wir hatten uns mit dem Zentrum des Bösen herumgeschlagen. Was seine Diener anging oder seine Mitläufer, da würde Bob Crane hoffentlich dafür sorgen, dass diese eingefangen wurden, vorausgesetzt, sie zeigten sich.

Irgendwann trafen auch Pater Domingo und Mario ein. Sie waren glücklich, als sie uns gesund sahen. Wir aber erfuhren, was ihnen widerfahren war, dass es Tote gegeben hatte und dass andere den Ort fluchtartig verlassen hatten. Sie waren von dem Pater nicht gesehen worden, er hatte nur die Motoren ihrer Fahrzeuge gehört.

»Wirst du sie festnehmen?«, fragte ich Bob.

»Wie denn?«

»Also nicht?«

Der G-Man hob die Schultern. »Ich weiß nicht, wer hinter ihnen steckt undwer alles noch zu ihnen gehört hat. Sie sind ohne Führung,

deshalb rechne ich damit, dass sie sich verstecken werden. Meine Chancen stehen nicht gut.«

Konnten wir ihm helfen? Wahrscheinlich nicht. Wir befanden uns in den Staaten, zudem würden sich die Vermittlungen hinziehen.

Ich aber wollte zurück nach London.

Kiki Lafitte kam ebenfalls zu mir und bedankte sich. Sie war überglücklich, konnte ihre Gefühle kaum in Worte fassen. Der Pater stand etwas betreten neben uns, er betete.

Ich aber dachte an meinen Dolch. So manches Mal hatte er mir gute Dienste erwiesen – und nun? In Zukunft würde ich ohne ihn auskommen müssen, und das machte die Sache für uns nicht eben leichter…

ENDE des Dreiteilers